



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

30. JAHRGANG 4 2001





Der Schutzbau über der römischen Badruine in Badenweiler, Sommer 2001.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg

4 / 2001 30. Jahrgang

Herausgeber: Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg,
Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart
Verantwortlich im Sinne des Presse-
rechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. S. Leutheußer-Holz
Stellvertreter: Dr. Christoph Unz
Redaktionsausschuss: Dr. J. Breuer,
Dipl.-Ing. V. Caesar, Dr. H. Schäfer,
Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm,
Dr. D. Zimdars.
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,
Stuttgart
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
E-mail: nachrichtenblatt@landesdenk-
malamt-bw.de
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 20 000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei
gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher
Genehmigung des Landesdenkmal-
amtes. Quellenangaben und die Überlas-
sung von zwei Belegexemplaren
an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 4 002 015 800 (BLZ 660 200 20).
Verwendungszweck:
Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B.
bei Adressenänderung, wenden Sie
sich bitte direkt an Frau Glass-Werner
(Tel. 07 11/1694-549, vormittags).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage
der Denkmalstiftung Baden-Würt-
temberg bei. Sie ist kostenlos
bei der Geschäftsstelle der Denkmal-
stiftung Baden-Württemberg,
Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart,
erhältlich.

Inhalt

- 165 Editorial
Judith Breuer / Sabine Leutheußer-Holz
- 166 Römische Badruine Badenweiler
Historische Wurzeln
des Kurortes neu präsentiert
Meinrad N. Filgis
- 176 Römische Badruine in Badenweiler
Photogrammetrische Dokumentation
Günter Eckstein
- 180 Römisches Badenweiler
Geophysikalische Prospektion
der römischen Heilthermen und
ihrer Umgebung
Harald von der Osten-Woldenburg
- 185 Denkmalschutzpreis 2001
- 193 Haus Michael in Immenstaad
24 Jahre danach – Denkmalschutz
braucht einen langen Atem
Volker Caesar
- 202 Die Gebeine von Johannes
Brenz et al. aus der Stiftskirche
in Stuttgart
Osteologisch-forensische Unter-
suchungen an historisch bedeut-
samen Skelettresten
Joachim Wahl
- 211 Kelter und Zehntscheuer
in Denkendorf
Zum Abschluss ihrer Renovierung
Sabine Weyrauch
- 214 Schloss Köngen
Eine Zwischenbilanz
Barbara Baum
- 219 Orientalisches Wertheim?
Eine Sackgasse in der
mittelalterlichen Altstadt
Martin Hahn
- Denkmalporträt
- 222 Ein Siedlungsplatz der Jungstein-
zeit in Pfullingen, Kr. Reutlingen
Unter Tuff versiegelte Siedlung
Rainer Kreutle
- 224 Im Hause des Kommerzienrats
Villa Laiblin in Pfullingen
(Kreis Reutlingen)
Michael Ruhland
- Ortstermin
- 226 Nussbaum, Furnier und Kapuziner
Zur Restaurierung der Altäre
in der Kapuzinerkirche Maria Loreto
in Stühlingen, Kreis Waldshut
Dagmar Zimdars
- 228 „...denn ihre Werke folgen
ihnen nach...“
Die gräfliche Familiengrabstätte
Bodman
Christiane Kendel
- 229 Personalia
- 231 Mitteilung
- 231 Ausstellung
- 232 Buchbesprechung

Editorial

Judith Breuer / Sabine Leutheußer-Holz

Das letzte Heft des Jahrganges 2001 wird leider erst im Januar des neuen Jahres ausgeliefert. Wir bedauern die Verzögerung, ist uns doch bewusst, dass unsere Leser ein regelmäßiges Erscheinen der „Denkmalpflege“ erwarten – zu Recht. Dass dies im vergangenen Jahr leider nicht so funktionierte, bedauern Redaktion und Schriftleitung sehr – aber es hat Gründe.

Die Artikel in unserem Nachrichtenblatt stammen überwiegend von Mitarbeitern des Landesdenkmalamtes. Die Alltagsaufgaben jedoch nehmen zu, bedingt durch Stellenabbau und einen höheren Arbeitsaufwand in Folge des geänderten Verfahrens im Denkmalschutz. Das bedeutet, dass die Kolleginnen und Kollegen ihrer Autorentätigkeit oft nur in der Freizeit nachgehen können. So versteht es sich von selbst, dass wir, was das Schreiben angeht, in der Kollegenschaft eine gewisse Zurückhaltung verspüren. An dieser Stelle danken wir unseren Kolleginnen und Kollegen aus dem Redaktionsteam für die Überzeugungsarbeit, die sie immer wieder leisten, und die Gesprächsbereitschaft, die sie den Autorinnen und Autoren entgegenbringen. Dieser Einsatz war auch im vergangenen Jahr durchaus von Erfolg gekrönt. Trotz der veränderten Bedingungen konnten wir interessante Hefte produzieren – und noch nicht einmal dünne!

So wird der Jahrgang 2001 von einem umfangreichen vierten Heft abgeschlossen, das einen Themenschwerpunkt zur römischen Badruine Badenweiler enthält. Anlass hierfür war die Erneuerung des 1953 errichteten Schutzdaches und die im September 2001 erfolgte Einweihung eines lichten Schutzbaues aus Stahl und Glas.

Der Baden-Württembergische Denkmalschutzpreis 2001 wurde am 29. November 2001 in Konstanz an die Eigentümer von fünf Gebäuden vergeben. Die Gebietsreferenten, welche die Bauherrschaft bei diesen umfangreichen und schwierigen denkmalpflegerischen Maßnahmen betreuten, stellen die preisgekrönten Gebäude vor.

Dass Denkmalschutz oft einen langen Atem braucht, belegt anschaulich die Darstellung der zu guter Letzt erfolgreich verlaufenen Instandsetzung des Hauses Michael in der Ortsmitte von Immenstaad am Bodensee.

Ein weiterer Beitrag dieses Heftes informiert über osteologisch-forensische Untersuchungen an Ske-

lettresten des württembergischen Reformators und ersten evangelischen Stiftspropstes Johannes Brenz.

Die beiden folgenden Artikel zu Zehntscheuer und Kelter in Denkendorf und zu Schloss Köngen entstanden aus Anlass des letztjährigen Tages des offenen Denkmals. Die schon Tradition gewordene Eröffnungsveranstaltung in Baden-Württemberg fand 2001 zum ersten Mal an zwei verschiedenen Orten statt. Die in unmittelbarer Nachbarschaft liegenden Gemeinden Denkendorf und Köngen weisen bedeutende Kulturdenkmale auf, deren Instandsetzung bzw. Restaurierung, durchgeführt mit fachlicher Beratung des Landesdenkmalamtes, hier vorgestellt werden.

Der Titel des folgenden Beitrages lässt aufhorchen: Was ist orientalisches im fränkischen Städtchen Wertheim? Es geht hier um eine Sackgasse, die den Innenbereich eines mittelalterlichen Quartiers der Wertheimer Altstadt erschließt – ein heute mehr in orientalischen Städten anzutreffendes Charakteristikum.

In der Rubrik „Denkmalporträt“ wird eine Fabrikantenvilla des 19. Jahrhunderts in Pfullingen vorgestellt. Erstmals wird in dieser Rubrik auch ein archäologisches Kulturdenkmal beschrieben: die unter einer Tufflage versiegelte jungsteinzeitliche Siedlung im Echaztal in Pfullingen.

Im „Ortstermin“ geht es diesmal um die Restaurierung barocker Altäre in der Kapuzinerkirche in Stühlingen. Der Beitrag zum gusseisernen Grabdenkmal der Grafenfamilie Bodman erläutert das umfangreiche Restaurierungskonzept des 1847 in neugotischer Formensprache errichteten Grabmonumentes.

Liebe Leserinnen und Leser, für Ihr Interesse an unserer Zeitschrift, das sich immer wieder auch in Spendenbeiträgen niederschlägt, danken wir Ihnen! Sie können uns allerdings auch bei der Redaktionsarbeit unterstützen! Teilen Sie uns Ihre Meinung zum Nachrichtenblatt bzw. zu speziellen Beiträgen mit. Üben Sie Kritik oder geben Sie uns Anregungen. Damit helfen Sie uns, ein auf die Interessen der Leserschaft besser zugeschnittenes Nachrichtenblatt zu produzieren, aber auch unsere Motivation aufrechtzuerhalten. Wir möchten Ihnen auch im neuen Jahr vielfältige und interessante Informationen liefern.



Römische Badruine Badenweiler Historische Wurzeln des Kurortes neu präsentiert

In den vergangenen Jahrzehnten konnte die römische Badruine (2.–3. Jh. n. Chr.) in Badenweiler, eines der bedeutendsten archäologischen Denkmale im Lande, nur zweimal pro Woche im Rahmen einer Führung besichtigt werden. Seit über 20 Jahren setzten sich das Staatliche Vermögens- und Hochbauamt Freiburg und das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg für eine Erneuerung des 1953 errichteten Schutzdaches ein, das mit etwa 25 x 50 m nur den Kernbereich überdeckte und wesentliche Teile der Ruine ungeschützt den Witterungseinflüssen aussetzte. Seit September 2001 lädt ein heller Schutzbau aus Stahl und Glas nun wieder täglich Besucher zu einem interessanten Rundgang durch die Badruine, die historischen Wurzeln Badenweilers ein.

Meinrad N. Filgis

Warme Quellen – Ursprung der Ansiedlung

Die „Römerquelle“ von Badenweiler schüttet heute täglich etwa eine Million Liter kristallklares Wasser mit einer Temperatur von 26,4 °C. Wie stark die Quellschüttung in römischer Zeit war, ist unklar, die Wassertemperatur müsste damals jedoch wesentlich höher gewesen sein, weil die Römer große Baderäume ohne Heizanlagen errichteten. Drei keltische Münzen belegen die Nutzung der warmen Quellen bereits in vorrömischer Zeit. Im 1. Jahrhundert n. Chr. entstand im Zuge der rö-

mischen Okkupation rechtsrheinischer Gebiete um die Quellen eine zivile Siedlung städtischen Charakters mit Straßen, Plätzen, öffentlichen und privaten Einrichtungen wie Tempel, Bauten für Handwerk, Handel, Gewerbe und einem überregionalen Bäderbetrieb mit den dafür notwendigen Unterkünften für in Badenweiler Heilung suchende Gäste (Abb. 2).

Im Jahre 1784 wurden die baulichen Überreste der römischen Heilthermen entdeckt, mit finanzieller Unterstützung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden ausgegraben (Abb. 1) und im selben



1 Die Lithographie von G. Engelmann nach M. J. Chapuis zeigt Archäologen bei der Arbeit in der 1784 freigelegten Badruine. Im Hintergrund die Burgruine Baden und das Belvedere.



Jahr noch mit einer Überdachung gegen Witterungseinflüsse geschützt (Abb. 4). Die Überdachung der römischen Badruine von Badenweiler darf als eine der frühesten denkmalpflegerischen Maßnahmen im heutigen Baden-Württemberg bezeichnet werden.

Die Überreste der römischen Heilthermen liegen etwa 150 m von den warmen Quellen entfernt auf einer hangabwärts geschaffenen Terrasse (Abb. 2).

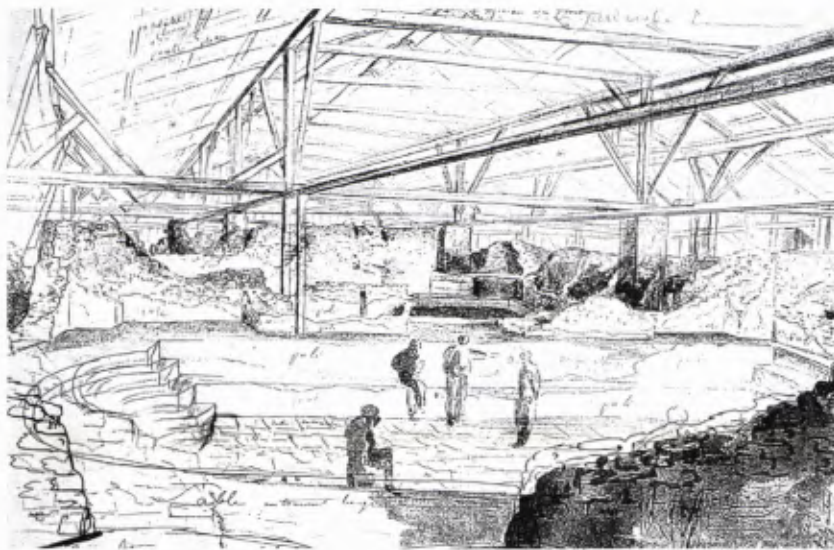
Wie das Thermalwasser in die Thermen geleitet und dort verteilt wurde, ließ sich bisher nicht zweifelsfrei nachweisen. Es wird vermutet, dass dies über Holz- und Bleirohrleitungen geschah. Die frühesten römischen Bäderbauten werden in der Nähe der Quellen errichtet und vielleicht noch in Betrieb gewesen sein, als vermutlich im 2. Jahrhundert n. Chr. mit dem Steinbau der großen Heilthermen begonnen wurde. Diese, im römischen Reich einmalige, dopsymmetrisch geplante Anlage – mit wohl für Frauen und Männer getrennten Bädern – ist in ihrer heute noch erkennbaren



3 Hermann R. G. Mylius (1882–1964), Ölgemälde, 38 x 43 cm, gemalt von L. Garschagen, wohl 1949. Privatbesitz.

Ausdehnung von ca. 92 m Länge und bis zu 33 m Breite nicht in einem Zuge entstanden. Der Kernbau mit seinen vier Haupträumen und dem ersten Nordvorbau wurde nach einer Brandkatastrophe nach Osten und Westen erweitert und der Nordvorbau mehrfach verändert. Im Auftrag der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts in Frankfurt a. M. hat Hermann Mylius (Abb. 3) von 1929–33 die römischen Heilthermen von Badenweiler sehr gewissenhaft untersucht, in Grundrissen, Schnitten und Ansichten dokumentiert, zeichnerische Rekonstruktionen verschiedener Bauzustände gefertigt und die komplexe Baugeschichte in sieben Bauperioden unterteilt. Es würde zu weit führen, hier auf alle seine Erkenntnisse einzugehen. Im Folgenden werden deshalb nur die wesentlichsten Veränderungen skizziert, die den frühen Bauzustand des Thermengebäudes von seinem späten unterscheiden.

2 Archäologischer Übersichtsplan von Badenweiler in römischer Zeit: 1 vermutlich gewerblicher Betrieb, 2 wohl zu den Thermen gehöriger Bau (sog. „Geschirrfabrik“), 3 Thermen, 4 Dienstleistungsbereich für den Kurbetrieb, 5 gallo-römischer Tempel, 6 Wohnbereich („Terrassenhaus“), 7 Podiumstempel, 8 Thermalquelle, 9 durch geophysikalische Messungen nachgewiesene Baustrukturen, gestrichelt; vermutlich römischer Zeitstellung. Aufgrund der relativ steilen Hanglage sind gewisse Verzerrungen nicht auszuschließen.



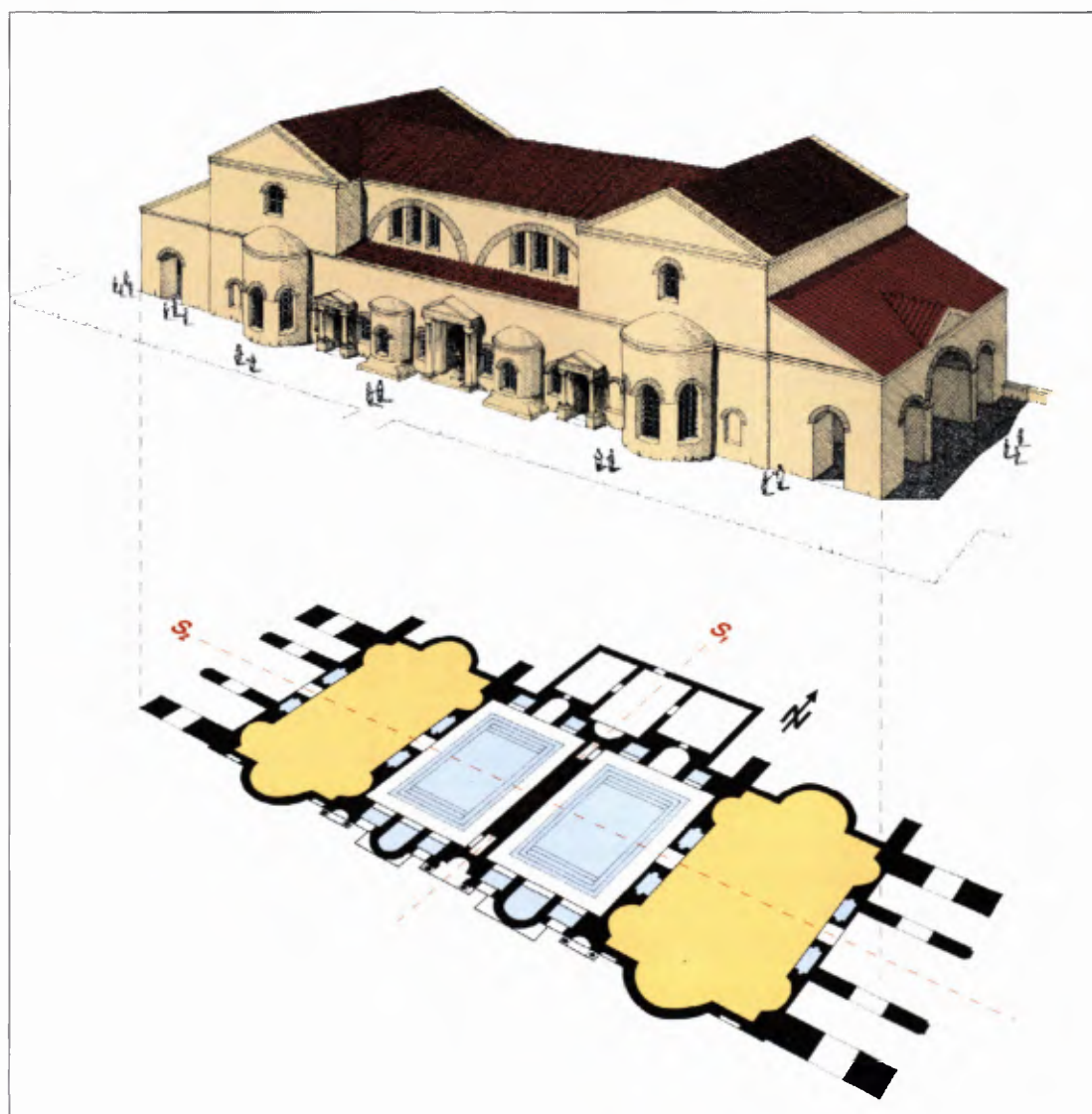
4 Skizze einer Schutzdachkonstruktion über der römischen Badruine in Badenweiler. Blick über das östliche Badebecken. Maximilian von Ring, 1827.

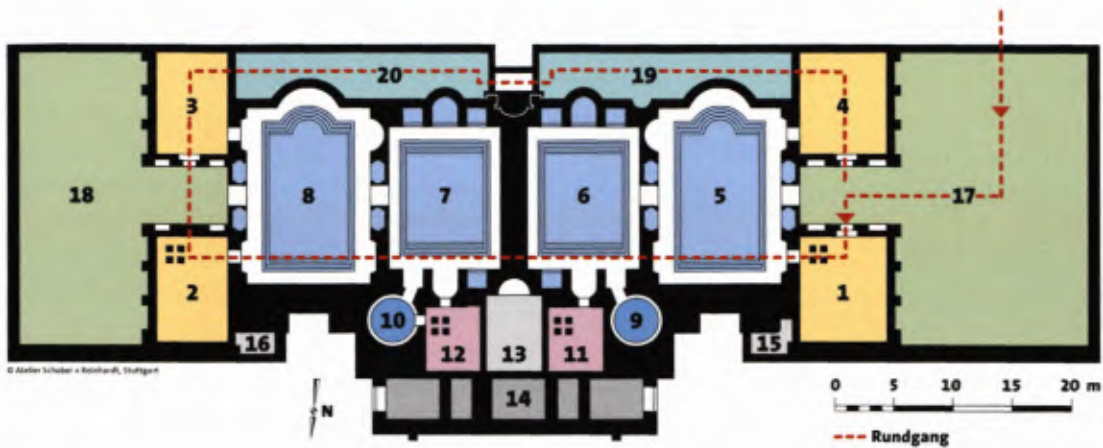
Früher Thermenbau

Der Grundriss des frühen Thermenbaus (Abb. 5 u. 6) war zunächst doppelsymmetrisch angelegt. Die am deutlichsten ausgeprägte Symmetrieachse S1 bildet die in Nordsüdrichtung durchgehende Mittelmauer zwischen den Räumen 6 und 7. Zu beiden Seiten dieser Mittelmauer liegen je zwei große, ehemals wohl tonnenüberwölbte Räume, die zur Ableitung des Gewölbeschubes außen mächtige Stützmauern besaßen. Im Norden ist zwischen weiteren Stützmauern ein Rechteck-

bau, der sogenannte „Nordvorbau“, mit drei Räumen angefügt. Die durch Nordvorbau und spätere Umbaumaßnahmen verunklärte Symmetrieachse S2 ist nur noch innerhalb der Räume nachvollziehbar und verlief durch die Eingänge der vier Haupträume, also rechtwinklig zur Symmetrieachse S1 (Abb. 5). Die beiden äußeren, von Osten bzw. von Westen zu betretenden Auskleideräume 5 und 8 (Abb. 8), besaßen ursprünglich halbrunde Apsiden an Nord- und Südseite, in den Längswänden vier Duschbecken (Abb. 10), flankiert von Halbrundnischen zur Statuenaufstellung, sowie einen Durchgang zu den beiden an der Mittelmauer gelegenen Baderäumen 6 u. 7 (Abb. 9). Die Mitte dieser Baderäume nahm je ein etwa 60 m großes und gut 1 m tiefes Badebecken ein, sodass nur noch ein schmaler Umgang verblieb. In den Südwänden der Räume 6 u. 7 befanden sich jeweils drei Wannensäle (Abb. 11), in den Nordwänden dagegen jeweils nur zwei Wannensäle, zwischen denen ein Durchgang in die „Serviceräume“ des Nordvorbaus führte. Badebecken, Wannensäle, Boden und Sockelzone der Räume waren mit fein überschliffenem *opus signinum* (Ziegelsplittestrich oder -verputz) ausgestattet. Die übrigen Wandflächen der etwa 12 m hohen Räume waren verputzt und mit Streifenmalerei geschmückt. Heizanlagen besaßen diese vier Haupträume nicht. Mächtige, bis 2,4 m

5 Früher Bauzustand der römischen Heilthermen von Badenweiler. Hypothetische Rekonstruktion nach H. Mylius, ergänzt durch mächtige Stützmauern zur Aufnahme des Gewölbeschubes. Blick von Südosten. Zur Verdeutlichung sind die beiden Symmetrieachsen S1 und S2, die der ursprünglichen Planung zugrunde liegen, eingetragen.





6 Schematischer Grundriss der römischen Badruine mit ange deutetem Besucherrundgang, für den zusätzliche Wanddurchbrüche geschaffen werden mussten, die in diesem Plan nicht dargestellt sind. 1–4 Auskleideräume; 5–8 Badebecken mit Wasserbecken für Thermalwasser; 9, 10 Kaltwasserbecken; 11, 12 Schwitzräume; 13 Heizraum für Schwitzräume; 14 „Serviceräume“; 15, 16 Heizräume; 17, 18 Terrassen als Ruhe zonen; 19, 20 Hofbereich. :: Fußboden- und Wandheizung.

dicke Mauern stützten an der Ost- und Westseite des Gebäudes die Tonnengewölbe über den Auskleideräumen und bildeten wohl überdachte Eingänge (Abb. 5).

Zur Ableitung von Regen- und Hangwasser sowie Abwasser aus Badebecken, Wannensäubern und Duschbecken war ein großer – 1998 restaurierter und nun wieder begehbare – etwa 0,9 – 1,2 m breiter und bis zu 3,7 m hoher Drainagekanal (Abb. 12) von ca. 140 m Länge hangseits U-förmig um das Gebäude gelegt worden. In diesen Kanal mündet ein an der Innenseite der Gebäude-Nordwand verlaufender kleiner Kanal, der bisher nur teilweise untersucht werden konnte und als ältester Drainage- und Abwasserkanal innerhalb der Thermen bezeichnet werden darf. Möglicherweise war zunächst vorgesehen, die Badebecken der Räume 6 u. 7 in diesen Kanal zu entwässern. Später wurde die gesamte Entwässerung der Badebecken auf gedeckte Steinrinnen umgestellt.

Eine besonders reiche architektonische Ausstattung kennzeichnet die Südfassade der Thermen (Abb. 5). Vorspringende, von rechteckigen Wandnischen flankierte Apsiden, halbrunde, mit Ädikulen gerahmte Nischen zur Aufstellung von Skulpturen, dazwischen kleine Apsiden der Wannensäuberer und darüber große verglaste Fenster, die Sonnenlicht in die Räume fließen ließen, gliederten die Schauffassade der Heilthermen. Davor erstreckte sich eine ebene, wahrscheinlich gepflasterte Fläche von ca. 8 m Breite.

Die Nordfassade war dagegen über alle Bauphasen hinweg – trotz der vielfältigen Dachlandschaft (Abb. 14) – stets die weniger attraktive Rückseite der Thermen. Bereits der angefügte Nordvorbau verunklärte die ursprünglich angestrebte doppelsymmetrische Gestaltung des Thermenbaus. Stützpfiler und bis zu 3 m hohe Erdböschungen, also Maßnahmen zur Stabilisierung der Thermen-Nordmauer, besonders aber Ausflüsse von Abwasserleitungen prägten den rückseitigen Charakter dieser Fassade. Rekonstruktionen von Friedrich Weinbrenner vom Anfang des 19. Jahrhunderts und Hermann Mylius aus dem

Jahre 1936 haben dieser, zur Talseite weisenden Fassade wegen ihrer Fernwirkung wohl besondere Bedeutung beigemessen.

Später Thermenbau – Brand, Zerstörung und erweiterter Wiederaufbau

Ungewöhnlich viel Bau- und Brandschutt fand sich in den Planierungen über dem großen Drainagekanal im Bereich der sogenannten „West- und Ostterrasse“ (Abb. 6, Räume 17 u. 18). Eine Zerstörung des Thermenbaus, besonders seiner nördlichen Teile, vielleicht durch Erdbeben oder Setzungen im problematischen Baugrund verursacht, führte zu einem Wiederaufbau mit weitreichenden Veränderungen (Abb. 13). Der Nordvorbau wurde vergrößert und erhielt eine verstärkte Umfassungsmauer mit Eingängen an Ost- und Westseite, die später jedoch wieder zugemauert wurden, als man Abwasserrinnen verlegte und stützende Gewölbe errichtete. Die schwer beschädigten nördlichen Apsiden der ehemaligen Auskleideräume 5 u. 8 (Abb. 6) trug man bis auf das obere Niveau der römischen Erdböschungen ab, schuf einen geraden Raumabschluss und verstärkte die ursprünglich nur ca. 0,75 m dicke Nordmauer mit über 3 m dicken Stützmauern. Nach Osten und Westen erweiterte man die Thermen um jeweils drei, zum Teil beheizbare Räume 1–4 (Abb. 6) und einen wohl teilüberdachten großen Vorhof 17 u. 18. Die Räume 17 u. 18 bildeten die neuen Eingänge, 3 u. 4 dienten wohl als Auskleide- und 1 u. 2, die beheizbar waren, als Salb- und Ruheräume. Die Freiflächen der wohl teilüberdachten, palästraartigen Vorhöfe 17 u. 18 könnten für Spiele oder gymnastische Übungen genutzt worden sein. In die ehemaligen Auskleideräume 5 u. 8 wurde jeweils ein etwa 85 m² großes Badebecken eingebaut (Abb. 7), so dass wiederum nur ein schmaler Umgang verblieb. Zur Stabilisierung der Längsmauern setzte man die in die Wände eingelassenen Duschbecken mit Mauerwerk zu und verkleinerte die Halbrundnischen – bis auf eine in Raum 5 – zu Rechtecknischen geringerer Tiefe.

Durchgänge zu den neu errichteten Räumen im Osten und Westen wurden im Bereich ehemaliger Nischen geschaffen. Alle Badebecken, ihre Umgänge und die anschließenden Wandsöckel sowie die weiter benutzten Wannebäder in 6 u. 7 (Abb. 6) erhielten eine Verkleidung aus geschliffenen Kalksteinplatten. Die Wandflächen darüber waren wieder verputzt und mit Streifenmalerei geschmückt. Die letzte Änderung im Nordvorbau war die Einrichtung der beiden runden Kaltwasserbecken 9 u. 10 und der Schwitzräume 11 u. 12, die vom zentralen Raum 13 aus beheizbar waren. Die Beheizung der Räume 1 u. 2 erfolgte von separaten kleinen Heizräumen in den Ecken zur Nordfassade des Hauptbaues. Die vier großen Baderäume erhielten auch im Zuge dieses Umbaus keine eigene Heizung, müssen also weiter durch die aus den Badebecken abstrahlende Wärme des Thermalwassers und in der kalten Jahreszeit zusätzlich durch Holzkohlebecken beheizt gewesen sein. Die schmalen Umgänge um die Badebecken werden durch überlaufendes Wasser aus den Wannebädern oder vom Wasserzulauf der Badebecken gesondert abgeleitetem Wasser erwärmt worden sein. Fri-

sches Quellwasser für die Kaltwasserbecken könnten die Römer von den Quellen des Vogelbachtals am Fuße des Blauen hergeleitet haben. Von der Zuleitung sowohl des kalten als auch des warmen Wassers haben sich keine eindeutigen Nachweise erhalten. Vermutlich bestanden die Leitungen innerhalb des Gebäudes aus Blei und fielen in nachrömischer Zeit dem Metallraub zum Opfer. Das Abwasser aus den Badebecken wurde nach dieser tiefgreifenden Umbaumaßnahme aus den Räumen 5 u. 8 durch Bleirohre, Durchmesser ca. 0,2 m, und gedeckte Steinrinnen in den großen Drainagekanal, aus den Räumen 6 u. 7 und 9 u. 10 durch gedeckte Steinrinnen und Wasserspeier vor die Nordfassade geleitet. Der älteste Abwasserkanal, der vor der Innenseite der Thermennordmauer verläuft und in den großen Drainagekanal mündet, scheint stillgelegt worden zu sein.

Bisher fanden sich keine Anhaltspunkte zur Lage von Latrinen, die bei so bedeutenden Thermen nicht fehlen sollten. Zu suchen wären sie dort, wo Abwasser aus den Thermen zur permanenten Spülung der Latrinen in ausreichender Menge

7 Ansicht der römischen Thermenruine vom Baukran aus, Sommer 2000. Die Fundamente für das Stahl-Glas-Gewölbe sind bereits ausgeführt.

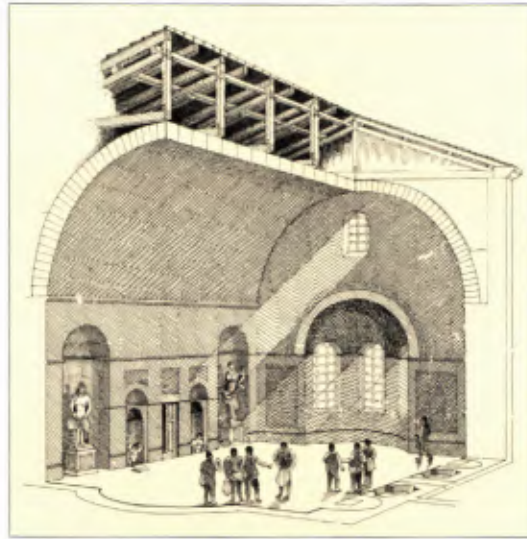


floss – und dies wäre an beiden Enden des großen Drainagekanals nördlich der teilüberdachten Vorhöfe 17 u. 18 (Abb. 6).

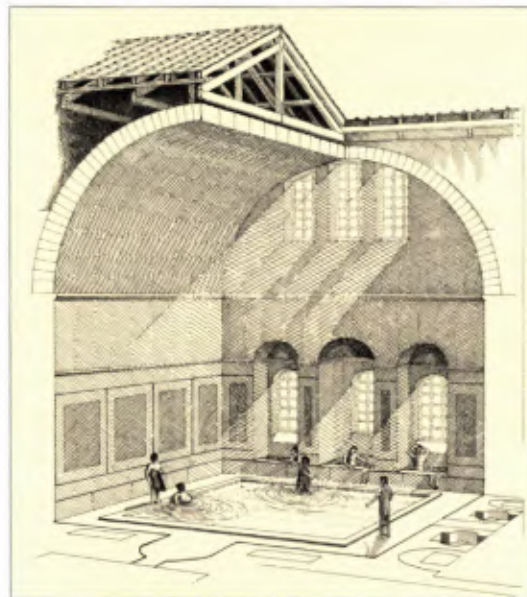
Wie darf man sich nun den Badeablauf im Heilbad vorstellen?

Die Überlegungen zur Nutzung der einzelnen Räume in den Heilthermen von Badenweiler sind weitgehend hypothetisch. Die baulichen Überreste der Thermen haben seit ihrer Freilegung kontroverse Deutungen erfahren. Bei den großen Badebecken besteht kein Zweifel, dass sie mit Thermalwasser gefüllt waren. Ob das Wasser in allen Becken gleich oder unterschiedlich warm war, lässt sich schon nicht mehr sagen. Ebenso unklar ist, ob in den Duschbecken und Wannenbädern nur warmes oder auch kaltes Wasser floss. Die Badegewohnheiten im römischen Heilbad waren grundlegend anders als in römischen Bädern, die der allgemeinen Körperpflege dienten. Dies zeigt sich bereits in der Anordnung und Größe der Warmwasserbecken. Bei der Mehrzahl römischer Bäder liegt das Warmwasserbecken an einer Wand oder in einer Nische und nimmt nur einen Teil eines größeren Raumes ein, im Thermalbad liegt meist ein großes Badebecken inmitten des Raumes und lässt gerade noch einen Umgang frei.

Im Heilbad war es Ziel der Kurgäste, sich nach einer ersten Körperreinigung eine längere, vielleicht vom Arzt vorgeschriebene Zeit im angenehm warmen Mineralbad aufzuhalten, sich vielleicht einer besonderen Anwendung zu unterziehen und danach eine Ruhephase einzulegen, gelegentlich diesen oder einen ähnlichen Ablauf auch mehrmals zu wiederholen, um sich schließlich wieder anzukleiden und „wie neu geboren“ die Heilthermen zu verlassen. Das längere Verweilen im warmen Bad deutet sich bereits in der nahezu raumfüllenden Größe des warmen Badebeckens in den Räumen 6 u. 7 (Abb. 6) an. Alle übrigen Aktivitäten – angefangen vom Ablegen der Gewänder, von eventuellen Massagen, bis hin zum Ausruhen auf gepolsterten Klingen oder zur Pflege mit feinen parfümierten Ölen – müssen in anderen Räumen stattgefunden haben. Im frühen Bauzustand der Heilthermen von Badenweiler könnten dafür nur die Räume 5 u. 8 sowie Räume im Nordvorbau in Frage kommen. Im späten Bauzustand deutet sich mit der Einrichtung des zweiten, noch größeren Warmbadebeckens in den Räumen 5 u. 8 wohl eine Zunahme der Besucherzahl an. Auskleide- und Ruheraum scheinen getrennt in den hinzugekommenen Räumen 3 u. 4, beziehungsweise in den beheizten Räumen 1 u. 2 untergebracht worden zu sein. Der späte Einbau der beheizba-



8 Auskleideraum 5 (früher Bauzustand) mit Apsiden an Nord- und Südseite, halbrunden Nischen zur Aufstellung von Statuen und in Wand und Boden eingelassenen Duschbecken. Hypothetische Rekonstruktion nach H. Mylius. Blick von Nordwesten.



9 Baderaum 6 mit großem Badebecken in Raummitte, drei Wannenbädern in der Südwand, zwei Wannenbädern in der Nordwand und dazwischenliegendem Durchgang zum Nordvorbau. Hypothetische Rekonstruktion nach H. Mylius. Blick von Nordwesten.



10 Blick in das südwestliche Duschbecken des Raumes 8.



11 Mittleres Wannenbad in der Südwand des Raumes 6. An der Wannenbrüstung sind die hellen Reste der ersten Putzausstattung und in der Wanne Reste der späteren Verkleidung mit Steinplatten erkennbar.



12 Blick in den 1998 wieder hergestellten großen Drainagekanal, der zur Ableitung von Hang- und Abwasser diente und diese Funktion auch heute teilweise wieder übernimmt.

ren Schwitzräume 11 u. 12 und der runden Kaltwasserbecken 9 u. 10 entspricht wohl einem Wandel in der Badeablauf. Die geringe Größe dieser neuen Einrichtung spricht dafür, dass die Aufenthaltsdauer der Badegäste darin wesentlich kürzer war als in den großen Warmbadebecken, oder dass nicht alle Badenden dieses Angebot nutzten oder verordnet bekamen. Mit dem Wiederaufbau des Thermengebäudes war nicht nur eine umfassende Erweiterung der Heilthermen, sondern auch deren Modernisierung verbunden, die besonders mit Schwitzbad und Kaltwasserbecken gestiegenen Ansprüchen römischer Badekultur entsprach.

Späte Baureste der römischen Heilthermen

Sehr spät müssen die nur wenig tief gegründeten Südmauern der Räume 19 u. 20 (Abb. 6) sowie der dazwischen liegende Raum vor der Südfassade der Thermen errichtet worden sein, deren Zweckbestimmung bisher nicht eindeutig geklärt werden konnte. In diesem Zusammenhang mauerte man wohl auch alle äußeren Wandnischen der Südfassade zu, entfernte ihre architektonischen Rahmungen und beraubte die Schaufassade damit ihres Schmuckes.

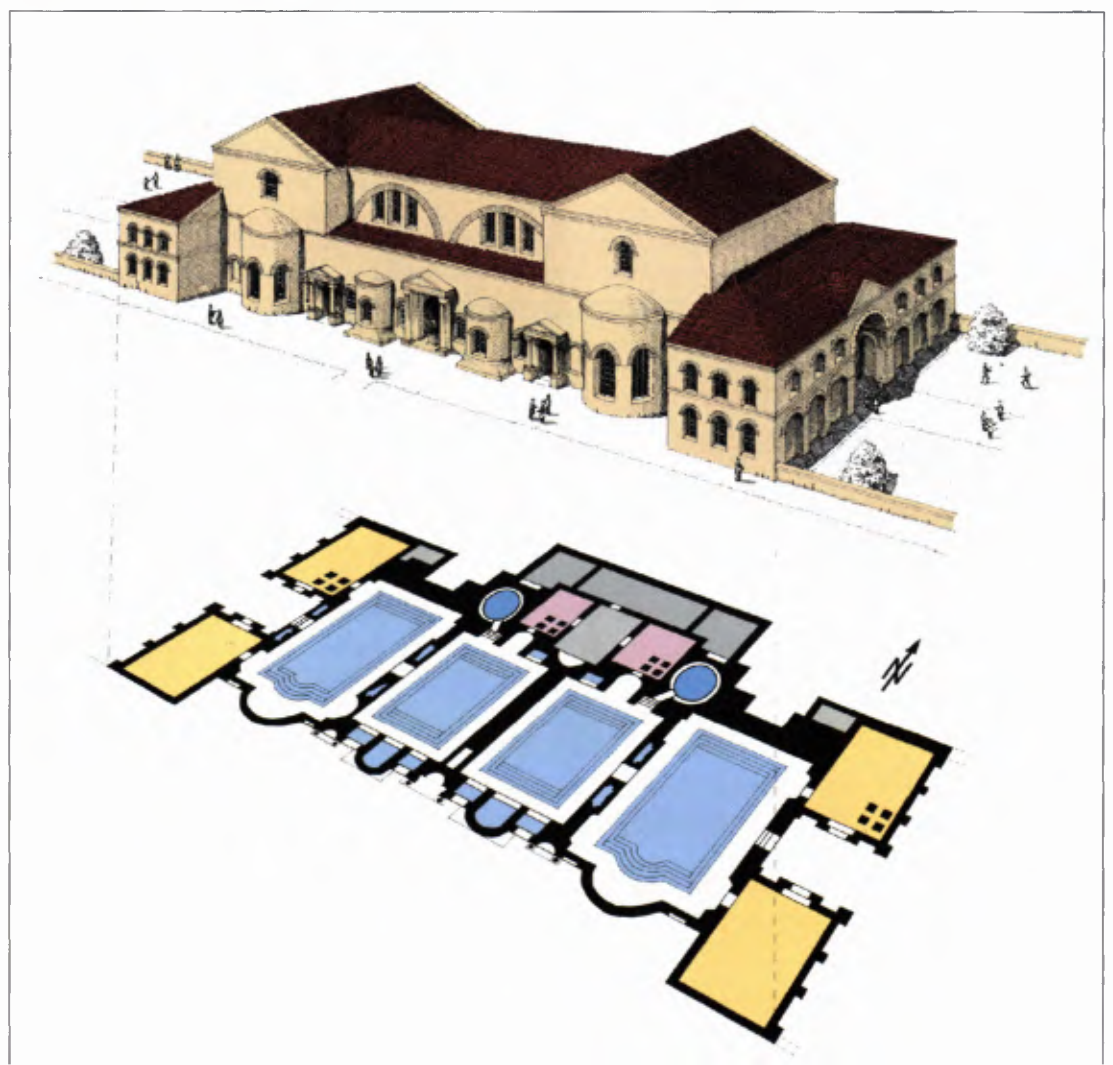
Die verheerenden Germaneneinfälle der Jahre 259/60 n. Chr. wird auch das römische Badenweiler nicht unbeschadet überstanden haben, ein

Großteil seiner römischen Bevölkerung dürfte in die sicherer erscheinenden linksrheinischen Gebiete abgewandert sein und zum Niedergang der öffentlichen Verwaltung und Infrastruktur beigetragen haben. Das Ende der römischen Heilthermen scheint abrupt gekommen zu sein, denn es lässt sich in der Ruine weder erkennen, dass eine Zeitlang nur Teilbereiche genutzt wurden, noch finden sich Spuren dafür, dass man den großen Bau für andere Zwecke verwendete. Vermutlich siedelte die Bevölkerung nach der Zerstörung des römischen Badenweiler wieder im näheren Umfeld der Thermalquelle, nutzte römische Ruinen lediglich als Steinbruch und pflegte das Baden im weiterhin sprudelnden Thermalwasser wohl innerhalb kleinerer Badestuben.

Denkmalpflegerische Maßnahmen

Archäologische Sondagen und Funde

Die Bauarbeiten zur Sanierung des großen Drainagekanals und zur Fundamentierung des neuen Schutzbaues erforderten im Umfeld der Badruine erhebliche Bodeneingriffe, die von der Archäologischen Denkmalpflege des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg baubegleitend beobachtet wurden. Zur Klärung besonderer archäologischer und baugeschichtlicher Fragen wurden vor Beginn der Bauarbeiten an mehreren durch die Baumaßnahmen betroffenen Stellen archäologische Sondagen durchgeführt und interes-



13 Später Bauzustand der römischen Heilthermen von Badenweiler mit den Erweiterungen im Norden, Osten und Westen. Hypothetische Rekonstruktion nach H. Mylius. Die angedeuteten „Terrassen“ waren wohl teilüberdachte Vorhöfe. Blick von Südosten.

sante neue Erkenntnisse zur Topographie gewonnen. Die Ergebnisse der Grabungen wurden seit 1995 alljährlich in den Archäologischen Ausgrabungen in Baden-Württemberg publiziert. Einige der neuen Erkenntnisse beeinflussten schließlich die Gestaltung des Umfeldes der Badruine.

Die geborgenen archäologische Funde gaben keine neuen Anhaltspunkte zur Datierung der römischen Thermenanlage. Unter den wenigen Fundstücken wäre besonders ein stark deformierter eisener Deichelring von wohl etwas über 15 cm Durchmesser zu erwähnen, gefunden etwa mittig vor der Südfassade der Badruine, nahe des großen Drainagekanals. Deichelringe waren Verbindungsstücke hölzerner Wasserleitungen. Es darf daraus geschlossen werden, dass wohl hölzerne Wasserleitungen Thermalwasser und kaltes Wasser aus Quelfassungen oder Zwischendepots in die Thermenanlage leiteten. Innerhalb des Gebäudes wird das Wasser durch hoch liegende Bleirohre an die entsprechenden Stellen verteilt worden sein. In nachrömischer Zeit scheinen Metallräuber den größten Teil der Bleirohre entwendet zu haben.

Bei Fundamentierungsarbeiten auf der Eingangsterrasse zum neuen Schutzbau fanden Bauarbeiter das Fragment einer kreisförmigen Schale aus Kalkstein von ca. 55 cm Durchmesser und 17 cm Höhe. Eine solche Schale könnte zur Ausstattung einer Latrine gehört haben und ständig mit frischem Wasser gefüllt worden sein, um sich darin die Hände zu waschen. Eine römische Latrine wird nördlich dieser Terrasse vermutet.

Reinigen, Sichern und Ergänzen von Mauerwerk

Ziel der denkmalpflegerischen Maßnahmen war es, originale römische Bausubstanz der Badruine so weit wie möglich sichtbar zu erhalten, gefährdete Teile zu sichern und durch Witterungseinflüsse zerstörtes Mauerwerk nur so weit wie nötig zu ergänzen.

Nachdem das alte Schutzdach abgetragen war, kam eine stark verschmutzte Ruine zum Vorschein. Während der Arbeiten am neuen Dach war die gesamte Ruine eingerüstet und römisches Mauerwerk mit Folie abgedeckt. Bei starken Regenfällen drang jedoch immer wieder Feuchtigkeit in Teile der Ruine ein und führte besonders am Ziegelmauerwerk der großen Badebecken zu Moosbildung, die nach Fertigstellung des Daches im Frühjahr 2001 beseitigt werden musste. Die Reinigung der Ruine wurde dankenswerter Weise von der Firma Alfred Kärcher GmbH & Co., Winnenden, durchgeführt, die kostenlos die substanzschonende Dampfreinigung übernahm.

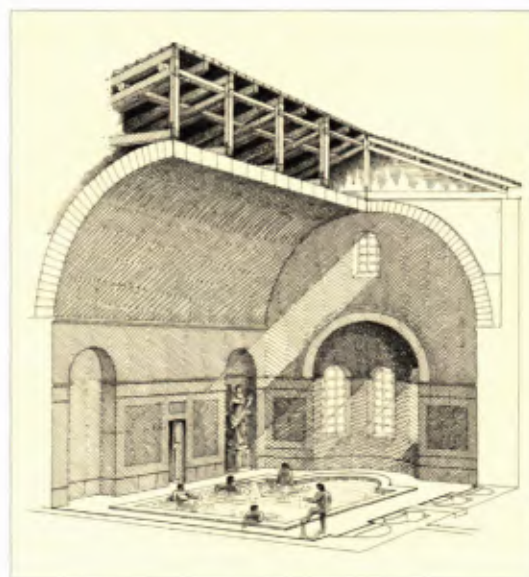


Besonders stark beschädigt, teilweise sogar völlig ausgebrochen war das Mauerwerk, das außerhalb des Schutzdaches vor der Südfassade der Thermen lag. Hier mussten einige Mauerteile ergänzt, andere völlig neu aufgesetzt werden. Um die Eingangsterrasse für den neuen Schutzbau gestalten zu können, musste das ebenfalls stark ausgebrochene, von Erde überdeckte und von Efeu, Buschwerk und Bäumen überwachsene Mauerwerk zunächst freigelegt, gereinigt und dann bis über das Eingangsniveau der Thermen ergänzt werden. Bei der Freilegung der erhaltenen Mauerreste kamen mehrere Mauerverjüngungen zum Vorschein, die an der Mauerinnenseite durch horizontale Absätze, an der Maueraußenseite durch jeweils vier geböschte Steinlagen ausgeführt waren und bei der Mauerergänzung auch so wieder hergestellt wurden.

14 Holzmodell der römischen Heilthermen von Badenweiler, späterer Bauzustand. Blick von Nordosten. Modellmaßstab 1:66,6.

Der neue Schutzbau

Gegen Ende der 1990er Jahre lagen zahlreiche Entwürfe des Staatlichen Hochbauamtes Freiburg für einen neuen Schutzbau über die römische Badruine von Badenweiler vor, auch Architekturstu-



15 Zum Baderaum mit großem Becken umgebauter ehemaliger Auskleideraum 5 (späterer Bauzustand). Hypothetische Rekonstruktion nach H. Mylius. Aus statischen Gründen wurden die Nordapsiden der Räume 5 und 8 abgetragen und mittels mächtigen Stützmauern ein gerader Raumabschluß geschaffen. Duschbecken wurden zugemauert und Halbrundnischen – bis auf eine in Raum 5 – zu Rechteckigen verkleinert.



16 Statuenpostament mit Weihung an Diana Abnoba von Marcus Sennius Fronto. B 0,69 m, L 1,23 m, H 0,98 m.

denen der Universitäten Karlsruhe und Stuttgart hatten sich in Studienarbeiten mit diesem Thema beschäftigt, doch keiner der Lösungsvorschläge fand allgemeine Zustimmung. Die Staatliche Vermögens- und Hochbauverwaltung Baden-Württemberg erteilte schließlich 1998 den Planungsauftrag, einen Schutzbau „mit der Leichtigkeit und Transparenz eines Gewächshauses, verbunden mit großer Zurückhaltung in der Formensprache, realisiert mit den technischen Möglichkeiten der Jetztzeit“ zu entwerfen. Architekten des Staatlichen Vermögens- und Hochbauamt Freiburg gelang es, diesen Auftrag in einen herausragenden architektonischen Entwurf umzusetzen (Abb. 17 u. 18), der schließlich die Zustimmung aller Beteiligten fand. Drei nicht ganz bis auf den Boden reichende, der Badruine entsprechend rhythmisch gegliederte Stahl-Glas-Gewölbe spannen sich stützenfrei über das erhaltene Mauerwerk. Spannseile halten die verglasten Schildwände der Gewölbe. Dieser Entwurf ist keine Anlehnung an eine Rekonstruktion der römischen Heiltherme, sondern drückt mit einer klaren Wölbform, einer hochtransparenten und leicht wirkenden Stahl-Glas-Konstruktion – gleich einer großen Vitrine – den Schutzcharakter des Gebäudes aus und nimmt Rücksicht auf Kurpark und bestehende Bebauung der Cassiopeia-Therme. Bedenken, es könnte sich jemand im Traufbereich des Schutzbaues unberechtigten Zutritt zur Ruine verschaffen, wurden zugunsten der architektonischen Gesamtform des Entwurfes zurückgestellt. Die Tragwerksplanung dieses äußerst filigran wirkenden Daches, das mit nur ca. 36 cm hohen T-förmigen Druckgurten und 1,0 bzw. 2,2 cm dicken Spannseilen eine Grund-

fläche von etwa 68 × 40 m stützenfrei überspannt, lag in Händen eines Stuttgarter Ingenieurbüros.

Der Besucherrundgang

Stützenfreiheit, angenehme Raumhöhe und überwältigende Helligkeit im neuen Schutzbau erlaubten es, einen völlig neuen, höchst interessanten Besucherrundgang zu gestalten. Auf der großzügig angelegten Eingangsterrasse, dem ehemals wohl teilüberdachten Vorhof der römischen Heilthermen, trifft der Besucher auf das allgemeine Thema römischer Okkupation. Eine Code-Card gewährt Einlaß zum Rundgang durch die Ruine. Dort finden sich gleich links in Raum 1 Erläuterungen zur Entwicklung der römischen Heilthermen von Badenweiler sowie ein Holzmodell (Abb. 14) des erweiterten Thermenbaus. Auf der Mitte der fast 52 m langen Bogenbrücke gewinnt der Besucher einen hervorragenden Überblick über die gesamte Thermenanlage und ihre symmetrisch angelegten Räume. Am Geländer der Brücke befestigte Pulttafeln geben Erläuterungen zu den jeweils davor liegenden Räumen. Im nächsten Eckraum 2 gibt es Hinweise zum römischen Badewesen und zur Technik innerhalb des Thermenbaus. Der folgende Eckraum 3 ist den Göttern, Tempeln und heiligen Quellen gewidmet und zeigt ein Statuenpostament mit Weiheinschrift des Römers Marcus Sennius Fronto an Diana Abnoba, die Göttin des Schwarzwaldes (Abb. 16). Der Rückweg führt an der ehemals architektonisch reich gegliederten Südfassade der Thermen vorbei zu Eckraum 4, in dem kurz auf den Niedergang römischer und den Aufstieg



17 Eingang in den neuen Schutzbau der römischen Badruine von Badenweiler.



mittelalterlicher Badkultur eingegangen wird. In vier Vitrinen werden Fundstücke zum jeweiligen Thema präsentiert. Im Rahmen einer Führung kann auch der restaurierte, etwa 140 m lange, ca. 1 m breite und bis zu 3,7 m hohe römische Drainagekanal besucht werden. Sein Eingang liegt auf der Nordseite der Thermen.

Nach anderthalbjähriger Bauzeit konnte am 21. 9. 2001 der inzwischen schon vielfach bewunderte Schutzbau von Staatssekretär Wolfgang Rückert MdL, Finanzministerium Baden-Württemberg, in einem Festakt der Öffentlichkeit übergeben werden. Mit dem neuen Schutzbau und dem neu gestalteten Besucherrundgang hat die Ruine der römischen Heilthermen von Badenweiler schließlich die ihrer Bedeutung angemessene Präsentation und der Kurort eine neue architektonische Attraktion erhalten.

Literatur:

B. Cunliff, Roman Bath. Reports of the Research Committee of the Society of Antiquaries of London 24 (Oxford 1969).
 M. N. Filgis, Arch. Ausgrabungen Baden-Württemberg 1995, 228–231; 1996, 128–131; 1997, 111–113; 1998, 181–185; mit H. v. d. Osten 1999, 113–115; 2000, 105–109.
 G. Fingerlin, Zum römischen Badenweiler. Arch. Nachrichten aus Baden 46, 1991, 3–16.
 G. Garbrecht / H. Manderscheid, Die Wasserbewirt-

schaftung römischer Thermen. Archäologische und hydrotechnische Untersuchungen. Mitteil. Leichtweiß-Institut Braunschweig 118 (A), 1994.

W. Heinz, Grabungen in der römischen Thermenruine Badenweiler, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald. Arch. Ausgrabungen Baden-Württemberg 1981, 124–127.

W. Heinz, Der Diana Abnoba-Altar in Badenweiler. Antike Welt 13, Heft 4, 1982, 37–41.

W. Heinz, Badenweiler. In: Ph. Filtzinger / D. Planck / B. Cämmerer, Die Römer in Baden-Württemberg³ (Stuttgart 1986) 235–238.

W. Heinz, Römische Thermen. Badewesen und Badeluxus im römischen Reich (München 1983).

H. Manderscheid, Römische Thermen – Aspekte von Architektur, Technik und Ausstattung. In: Die Wasserversorgung antiker Städte. Geschichte der Wasserversorgung³ (Mainz 1988) 99–125.

H. Mylius, Die römischen Heilthermen von Badenweiler. Röm.-German. Forsch. 12 (Berlin 1936).

I. Nielsen, Thermae et Balnea. The Architecture and Cultural History of Roman Public Baths. (Aarhus 1990).

A. Valdenaire, Friedrich Weinbrenner. Sein Leben und seine Bauten (Karlsruhe 1926).

Dr. Meinrad N. Filgis
 LDA · Archäologische Denkmalpflege
 Silberburgstraße 193
 70178 Stuttgart

18 Blick von Südwesten entlang der ehemals architektonisch stark gegliederten Südfassade der Thermen.

Römische Badruine in Badenweiler Photogrammetrische Dokumentation

Als im Juni 2000 das alte Schutzdach über der römischen Badruine abgetragen worden war, bot sich vor dem Errichten der neuen Konstruktion aus Stahl und Glas die einmalige Gelegenheit, die gesamte Anlage mit photogrammetrischen „Luftaufnahmen“ vom Korb des Baustellenkrans großmaßstäblich und systematisch zu erfassen. Diese Dokumentation ist Teil einer Aufnahme­serie, die, beginnend nach der Freilegung des römischen Bades im Jahr 1784 bis heute, in unregelmäßigen Abständen durchgeführt wurde. Unterschiedliche Messtechniken und Darstellungsarten zeigen die jeweiligen technischen Möglichkeiten und Zielsetzungen auf. Nachfolgend werden die einzelnen Dokumentations­schritte und -arten beschrieben und bewertet.

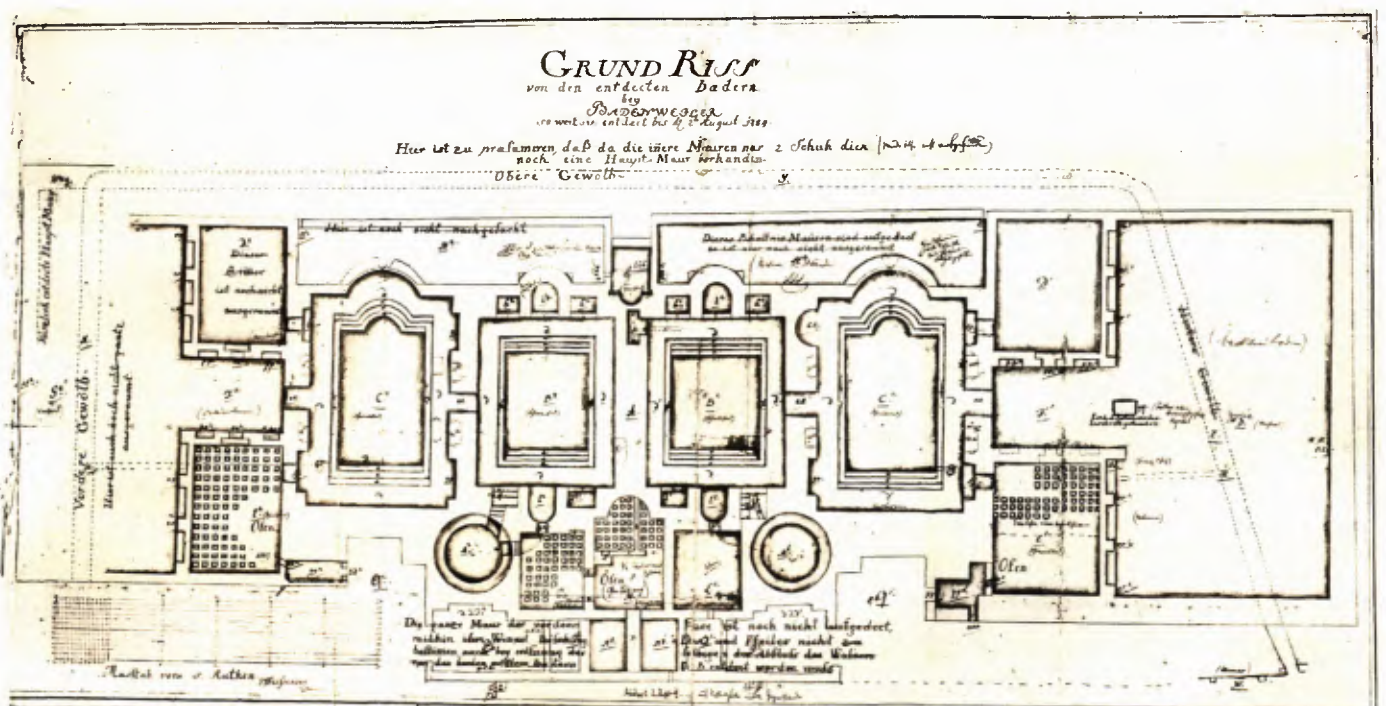
Günter Eckstein

1 Grundriss der römischen Badruine von G. W. von Weißensee unmittelbar nach der Freilegung 1784. Der Plan ist sorgfältig entsprechend der Befundlage gezeichnet, nicht aufgedeckte Bereiche sind als solche gekennzeichnet. Mit Hilfe des abgebildeten Transversalmaßstabes (links unten) lassen sich nicht nur Maße bestimmen, die mit einem Zirkel aus dem Plan abgegriffen werden, sondern er dokumentiert auch die Mess- und Zeichengenauigkeit.

Die erste Zeichnung wurde unmittelbar nach der Freilegung der römischen Badruine von G. W. von Weißensee 1784 gefertigt. Der „Grund Riss von den entdeckten Baedern“ ist sorgfältig entsprechend der Befundlage gezeichnet, nicht aufgedeckte Bereiche sind als solche gekennzeichnet. Der abgebildete Transversalmaßstab dokumentiert eine gewisse Mess- und Zeichengenauigkeit (Abb. 1). Ein Kupferstich von G. F. Gmelin aus dem Jahre 1785, mit einem Grundriss und einem Längsschnitt, graphisch eindrucksvoll gestaltet, enthält dagegen „manche freie Ergänzung“ (Mylius 1936, S. 6). 1910 wurden von E. Haas drei Modelle von der Badeanlage angefertigt. „Der Modelleur hat sich seiner Aufgabe

mit einer fast beispiellosen Gewissenhaftigkeit hingegeben, so dass man dem Modell sogar eine Reihe feinsten Beobachtungen entnehmen kann“ (Mylius 1936, S. 9).

1933 dokumentierte der Bauforscher Hermann Mylius die Anlage sehr sorgfältig in Form von Grundrissen sowie mit Längs- und Querschnitten. In seiner Publikation von 1936 sind ein Gesamtgrundriss im Maßstab 1 : 200 sowie überarbeitete Detailgrundrisse mit Maßketten im Maßstab 1 : 100 abgebildet. In den Schnitten im Maßstab 1 : 100 ist das ansichtige Mauerwerk schematisch dargestellt. Den Schwerpunkt des Abbildungsteiles bilden umfangreiche Rekonstruktionszeichnungen.





1982 wurden vom Referat Photogrammetrie des Landesdenkmalamtes im Zuge von Freilegungs- und Sicherungsarbeiten weitere 18 Stereoaufnahmen hergestellt (Abb. 2) und z.T. steingerecht ausgewertet.

Im Frühjahr 2000 begannen die Bauarbeiten für das neue Schutzdach. Zunächst wurden die Pfeiler für die Verankerung der Stahlträger betoniert. Diese Bereiche mussten zuvor archäologisch untersucht werden. Während den Baumaßnahmen mussten Mauerzüge freigelegt und gesichert werden. Weitere archäologische Untersuchungen wurden im Bereich der Außenanlagen des Bades im Frühjahr 2001 durchgeführt. Die Befunde wurden an sieben Terminen mit insgesamt 73 Stereoaufnahmen von einer photogrammetrischen Firma aufgenommen und zunächst ohne weitere Auswertung dem Landesdenkmalamt übergeben (Abb. 3).

Nach Abnahme des Schutzdaches im Juni 2000 wurde die gesamte Anlage vom Referat Photogrammetrie des Landesdenkmalamtes mit Senkrechtaufnahmen vom Korb des Baustellenkrans dokumentiert. Um die Bauarbeiten nicht zu verzögern, standen nur wenige Aufnahmetage zur Verfügung. Dies erforderte eine sorgfältige Vorplanung. Analog der Bildplanung für photogrammetrische Aufnahmen aus einem Flugzeug wurden drei „Flugstreifen“ für zwei unterschiedliche Bildmaßstäbe geplant. Für die Bildberechnungen wurde eine Aufnahmehöhe von 28,5 m angenommen. Dies entspricht einem Bildmaßstab von 1:360 bei der Weitwinkelkamera mit 7,5 cm Brennweite und von 1:180 bei der Normalwinkelkamera mit 15 cm Brennweite. Die Planung wur-

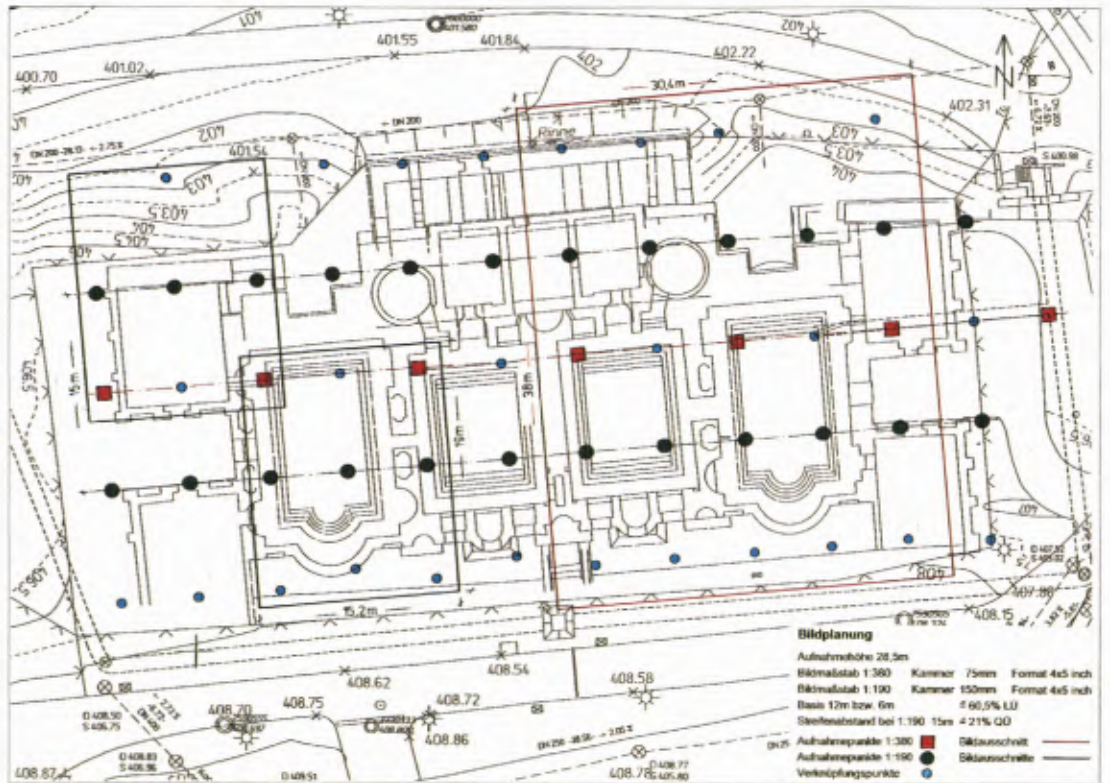
2 Photogrammetrische Aufnahme während der Freilegungs- und Sicherungsarbeiten am östlichen Eingangsbereich 1982. Die Aufnahme zeigt auch die Konstruktion des alten Schutzdaches, das nicht die gesamte Anlage überspannte. Während der archäologischen Untersuchungen musste ein zusätzliches Hilfsdach die Grabungsfläche und das römische Mauerwerk schützen.

1978–1981 wurde die Anlage als Grundlage für weiterführende Bauuntersuchungen von einer Firma für photogrammetrische Messtechnik mit ca. 145 großformatigen Stereoaufnahmen dokumentiert. Um die verschiedenen Aufnahmen messtechnisch aufeinander beziehen zu können, wurde ein Festpunktfeld angelegt und für das Orientieren der Stereomodelle Passpunkte bestimmt. Dadurch konnten aus den Horizontalaufnahmen Grundrisse gezeichnet und Schnitte durch Mauern messtechnisch genau dargestellt werden. Die photogrammetrische Auswertung erfolgte in analoger Technik, d.h. die Information aus den Stereomodellen wird direkt auf einen angeschlossenen Zeichentisch in einem bestimmten Maßstab übertragen. Die Pläne, ausgewertet im Maßstab 1:20, zeigen bei den Längs- und Querschnitten die Schnittverläufe und die Umrisslinien. Da keine Einzelsteine dargestellt sind, ist eine weiterführende Interpretation – verputzte Bereiche, Mauerschalen, Mauerausbrüche – nicht möglich. Hier müssen zusätzlich die Fotos hinzugezogen werden, im Bedarfsfall sind Ergänzungsmessungen erforderlich. Die Grundrisse wurden zunächst aus Horizontalaufnahmen gezeichnet. Dabei ist es problematisch, wenn nicht nur senkrechte Mauerzüge, sondern auch liegende Befunde wie Bodenplatten oder Befunde auf Mauerkronen gezeichnet werden müssen. Diese Details sowie zusätzliche Befunde bei den Schnittzeichnungen wurden nach Weisung der Archäologen in einem separaten Arbeitsschritt, z.T. mit ergänzenden Aufnahmen, ausgewertet und in die Pläne übernommen. Insgesamt umfasst die Dokumentation den kompletten Grundriss (soweit zu dieser Zeit freigelegt), 12 Gesamtquerschnitte und 21 Teilquerschnitte, 4 Gesamtlängsschnitte und 14 Teillängsschnitte sowie 7 zusätzliche Ansichten.

3 Photogrammetrische Aufnahme während der Arbeiten für das neue Schutzdach im nordwestlichen Außenbereich im November 2000.



4 Bildplanung für die photogrammetrischen Senkrechtaufnahmen im Juni 2000. Analog der Bildplanung für Aufnahmen aus einem Flugzeug wurden drei Streifen für zwei unterschiedliche Bildmaßstäbe berechnet, die Bildmittelpunkte in der Örtlichkeit abgesteckt und mit Signaltafeln ausgelegt. Vom Korb des Baustellenkrans wurden sodann aus errechneten 28,5 m über dem Gelände die vorbestimmten Bildmitten angesteuert und die Aufnahmen ausgelöst. Die Aufnahmen überdecken sich in Längsrichtung um ca. 60%, sodass jeweils zwei benachbarte Bilder ein räumliches Modell bilden. Für die photogrammetrische Auswertung dienen die signalisierten Bildmittelpunkte sowie zusätzliche Verknüpfungspunkte als Einpassinformationen für das maßstäbliche Umzeichnen.



de so ausgelegt, dass in Querrichtung die Anlage kleinmaßstäblich mit einer Aufnahme und großmaßstäblich mit zwei Aufnahmen überdeckt ist. Ermöglicht wird dies durch das große Negativformat der Kamera von 10 × 8 cm (Messbereich innerhalb der Rahmenmarken). Die Längsüberdeckung der Aufnahmen wurde jeweils mit 60,5% festgelegt, was einer Aufnahmebasis von 12 m

bei den kleinmaßstäblichen und 6 m bei den großmaßstäblichen Aufnahmen entspricht. Zwei benachbarte Aufnahmen bilden somit jeweils ein Stereomodell, das räumlich ausgemessen werden kann (Abb. 4).

Die errechneten Aufnahmenmittelpunkte wurden messtechnisch in das Gelände übertragen und mit Plastiksignaltafeln markiert. Diese Arbeiten wurden von einem örtlichem Vermessungsbüro durchgeführt, welches auch die Bauabsteckungen sowie die topographische Aufnahme durchgeführt hatte. Gleichzeitig wurden die Einpass- und Verknüpfungspunkte in den Bildrandbereichen, erforderlich für eine maßstabsgerechte photogrammetrische Auswertung, signalisiert und eingemessen.

Bei der Aufnahme wurden die Bildmittelpunkte durch Ablotungen exakt angesteuert. Problematisch war das Ausrichten der Kamera, da der Korb, befestigt an einem Haken, sich in ständiger Drehbewegung befand. Nach anfänglichen Schwierigkeiten konnten die Probleme von der zweiköpfigen Besatzung im Korb, „Navigator und Kameramann“, und dem „Piloten“ im Kranführerhaus zufriedenstellend gelöst werden. Die geplante „Flughöhe“ von 28,5 m konnte wegen des Korbaufbaus nicht ganz erreicht werden, sie wurde nachträglich mit durchschnittlich 27 m errechnet. Da die Aufnahmeplanung genügend Reserven hatte, und die Aufnahmestandpunkte



5 Photogrammetrische Senkrechtaufnahme im Maßstab 1:380 in Farbe vom östlichen Bereich der römischen Badruine.



6 3D-Computermodell aufbauend auf den photogrammetrisch gemessenen Grundrissdaten. Die Abbildung zeigt einen ersten Rekonstruktionsversuch eines Gebäudeteils von außen. Das Modell wird in enger Abstimmung mit den Archäologen im Detail weiter verbessert und auch auf die Innenräume erweitert. Mit abgebildet sind die dreidimensionalen Grundrissdaten, untergliedert in verschiedene, hier farblich gekennzeichnete Auswertebenen. Die braunen Linien kennzeichnen zusätzliche Schnittmessungen zur Dokumentation der exakten Höhenverhältnisse. Vorlage: H.P. Schiele, M. Dendler, LDA Stuttgart.

bis auf wenige dm genau angesteuert werden konnten, haben die Aufnahmen genügend Überdeckung.

Kleinmaßstäblich wurden insgesamt 7 Aufnahmen, d.h. 6 Stereomodelle, in Farbe und Schwarzweiß hergestellt (Abb. 5). Großmaßstäblich wurden 2 Streifen mit je 12 Aufnahmen in Schwarzweiß belichtet; in den Randbereichen waren 10 zusätzliche Aufnahmen erforderlich. Weiterhin wurde die Gelegenheit wahrgenommen, die römische Badruine mit großformatigen Schrägaufnahmen in Farbe und Schwarzweiß zu dokumentieren.

Die photogrammetrischen Senkrechtaufnahmen ermöglichen nun erstmals eine detailgetreue dreidimensionale Gesamtinterpretation und eine exakte räumliche Vermessung der Anlage. Gegenüber den 1980er Jahren hat sich zudem die photogrammetrische Auswertetechnik grundlegend geändert: Die Auswertergebnisse werden nicht mehr direkt auf dem Zeichentisch ausgegeben, sondern analytisch bestimmt und als 3D-Daten in ein CAD-System übertragen, wo sie weiterbearbeitet werden können.

Im Frühjahr 2001 wurde auf diese Weise mit den großmaßstäblichen Stereoaufnahmen ein neuer Grundriss der Gesamtanlage gezeichnet. Zusätzlich wurden die nachträglich freigelegten Bereiche, aufgenommen von der o. g. Firma, mit eingearbeitet, sodass nun ein neuer und vollständiger Grundriss für die weiteren wissenschaftlichen Untersuchungen vorliegt.

Ein Ziel dieser Untersuchungen ist, eine möglichst gesicherte zeichnerische Rekonstruktion der Anlage zu erstellen. Während in früheren Jahren per-

spektivische und isometrische Zeichnungen hergestellt wurden, die Anschaulichkeit hing in erster Linie vom Geschick des Zeichners ab, bedient man sich heute 3D-Visualisierungstechniken, die, einmal erstellt, unterschiedliche Projektionsrichtungen und -arten ermöglichen. Nicht zuletzt können aus diesen Animationen Filmsequenzen für „Rundflüge“ um oder „Spaziergänge“ durch die Anlage gedreht werden. Für Filme genügen einfach strukturierte Modelle, zu große Datenmengen würden auch die Rechenzeiten zu sehr verlängern. Das Institut für Darstellen und Gestalten I der Universität Stuttgart erstellt derzeit ein solches 3D-Computermodell für ausstellungsdidaktische Belange. Im Landesdenkmalamt wird in enger Abstimmung von Archäologen und Photogrammetern ein detailgenaues 3D-Modell erarbeitet, bei dem direkt auf die photogrammetrischen Daten zugegriffen und somit im Grundrissaufbau eine genaue Rekonstruktion garantiert wird (Abb. 6).

Literatur:

Hermann Mylius, Die römischen Heilthermen von Badenweiler. Berlin und Leipzig 1936.
Sonderheft von Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg: Badenweiler. Römische Badruine mit neuem Schutzdach. Stuttgart 2001.

Dipl.-Ing.(FH) Günter Eckstein

LDA · Technische Dienste und Photogrammetrie
Mörikestraße 12
70 178 Stuttgart



Römisches Badenweiler

Geophysikalische Prospektion der römischen Heilthermen und ihrer Umgebung

Wie sah das römische Stadtbild im Bereich zwischen der Burg Baden und den Heilthermen aus? Gab es weitere Gebäude nördlich dieser Badruine? Befinden sich innerhalb der Ruine weitere, bislang noch unbekannte Entwässerungsleitungen? Zur Lösung dieser archäologischen und baugeschichtlichen Fragestellungen wurden drei geophysikalische Verfahren eingesetzt: Geomagnetik, elektromagnetische Induktionsmethoden und das Bodenradar. Die wichtigsten Ergebnisse der umfangreichen Radarprospektion werden vorgestellt.

Harald von der Osten-Woldenburg

Bei Kanalbauarbeiten und bei Bepflanzungen im nordöstlichen Bereich des Gewannes „Große Schloßmatt“ – der Wiese zwischen der Burg Baden im Westen und der römischen Heilthermen im Osten – wurden in den letzten Jahrzehnten immer wieder römische Schuttflächen und römisches Mauerwerk angetroffen: eindeutige Indizien für eine Bebauung, die durch die geophysikalische Prospektion nachgewiesen und dokumentiert werden sollte.

Voruntersuchungen mit geomagnetischen Methoden und der elektromagnetischen Induktion zeigten innerhalb einer 80 x 80 m großen Teilfläche zwar Baustrukturen auf. Die magnetischen Kontraste zwischen dem Erdreich und der in ihm eingebetteten archäologischen Substanz waren jedoch nur gering. Zudem wurden diese Ergebnisse durch wesentlich stärkere Anomalien größerer Metallobjekte und eines Abwasserkanals stark gestört. Für die weiteren, eingehenden Untersuchungen setzten wir daher das Bodenradar ein.

Das Bodenradar

Über eine Sendeantenne, die entlang von Profilen über die Erdoberfläche gezogen wird (Abb. 1), werden elektromagnetische Impulse von der Dauer weniger Milliardstel Sekunden in den Untergrund abgestrahlt. Treffen diese Wellen auf Grenzflächen, an denen sich elektrische Eigenschaften des Bodens ändern, werden diese teilweise zurück an die Erdoberfläche reflektiert, von einer weiteren Antenne empfangen und können somit aufgezeichnet werden. Der nicht zurück reflektierte Anteil dringt unter Änderung seiner Ausbreitungsrichtung tiefer in den Untergrund ein. Bei einer weiteren, tiefer gelegenen Änderung elektrischer Eigenschaften des Untergrundes wird erneut ein Teil der Energie zur Erdoberfläche zurück reflektiert usw. Daher ist es möglich, diskrete Informationen aus unterschiedlichen Tiefen zu erhalten. Wie groß diese maximal erreichbare Tiefe sein kann, ist abhängig u.a. von der Be-

1 Das Bodenradarsystem im Einsatz. Ein Mitarbeiter des LDA mit der 200-MHz-Antenne bei der Messung vor dem Kurhaus in Badenweiler.





schaffenheit des Untergrundes, seines Feuchtigkeits- und Tonmineralgehaltes und von der Frequenz der Sendeantenne. Diese Detektionstiefe ist umso größer, je geringer die Frequenz der Antenne ist. Mit Abnahme dieser Frequenz nimmt allerdings auch das Auflösungsvermögen ab: Strukturen, die mit einer wenige MHz aufweisenden Antenne untersucht werden, müssen schon einige Dezimeter an Durchmesser aufweisen, bevor sie überhaupt entdeckt werden können. Hingegen können Strukturen von wenigen Zentimetern Durchmesser mit Antennen im Giga-Hertz-Bereich erfasst werden. Die Wahl der Antennen ist also abhängig von der archäologischen oder baugeschichtlichen Fragestellung und von den

Bedingungen vor Ort. Aus diesem Grunde wurden für die Prospektionen in Badenweiler Antennen mit 100 MHz, 200 MHz, 400 MHz, 500 MHz und 1.5 GHz eingesetzt.

Das Umfeld der römischen Heilthermen

Das Messgebiet westlich der römischen Thermen überstreicht das Gewann „Große Schloßmatt“ von 380–480 m ü NN. Dieser Höhenunterschied von 38 m ist derart groß, dass eine strukturelle Veränderung der Rasterbilder der Prospektionsergebnisse vorgenommen werden musste, um diese möglichst verzerrungstreu in die entsprechende Geländekarte digital einarbeiten zu kön-

2 Die Ergebnisse der Radarprospektion in den Gewannen „Große Schloßmatt“ und „Badermatt“ (nördlicher Bereich) liefern Informationen über Erstreckung und Raumaufteilung römischer Langbauten. Zum Maßstab: Das gestrichelt eingetragene Messraster besteht aus Basiselementen der Größe 20 x 20 m. Die Abbildung ist geordnet.

3 Digitales Geländemodell mit römischer Badruine und dem nördlich davor gelegenen römischen Gebäude (sog. Geschirrfabrik, rot), Drainagekanal (blau), der Casiopeia-Therme und der Burg Baden (weiße Umzeichnung), sowie den Umrissen der bei der Radarmessung erfassten römischen Langbauten.

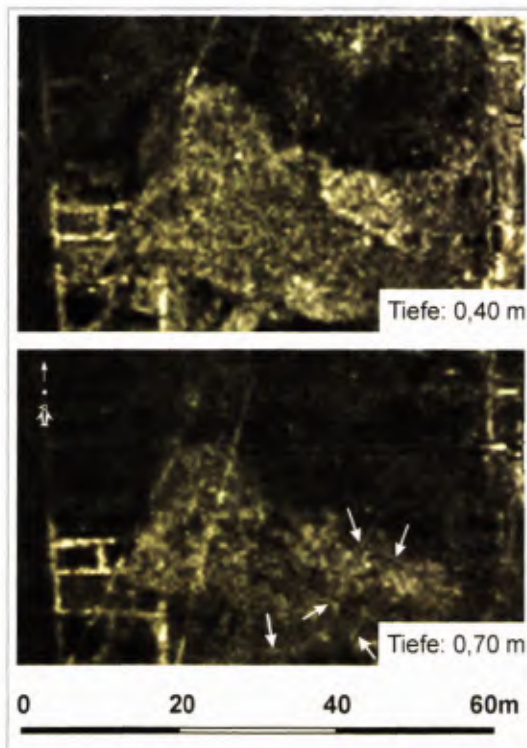


nen. Das Ergebnis der Untersuchungen mit dem Bodenradar weist westlich der Thermen eine enge Bebauung nach (Abb. 2). Diese römischen Bauten hatten die gleiche Ausrichtung wie die Thermen und dürften aufgrund der Topografie stufenförmig angeordnet gewesen sein. Deutlich sind die Raumaufteilungen innerhalb des größten nachgewiesenen Langgebäudes zu erkennen, an welches sich westlich ein kleineres Gebäude anschließt. In diesem sind weitere Raumaufteilun-

gen nicht mit eindeutiger Sicherheit zu erkennen, wohl aber zwei weitere, senkrecht zueinander angeordnete Strukturen, die in etwa um 45 Grad gegenüber der sonst vorherrschenden Ausrichtung der römischen Gebäude gedreht sind. Ob es sich hier um Reste einer früheren oder späteren Bauphase handelt, und ob diese Strukturen ebenfalls römischen Ursprunges sind, kann indes nur eine Grabung klären.

Drei, über mindestens 60 m lang zu verfolgende Lineamente dürften modernen Kanalsystemen entsprechen, obwohl nur die westliche dieser Anomalien aufgrund uns vorliegender Leitungspläne eindeutig einem Kanal zugeordnet werden kann. Jenseits der Schlossbergstraße war der Nachweis eines weiteren Gebäudes möglich, das aus sechs rechteckigen Räumen von jeweils etwa 12 x 6 m bestand, dem nach Norden hin ein weiterer Raum oder Vorbau der Größe von etwa 36 x 15 m vorgelagert war. Das Ergebnis der Radarprospektion suggeriert an der östlichen Seite dieses Vorbaues einen etwa 4 m breiten Eingang. Ob es sich aber in der Tat hier um einen Eingang handelt, oder ob bei einer früheren Nutzung dieses Geländes die Steine entnommen oder herausgerissen worden sind, kann nur durch eine Grabung geklärt werden. Östlich und nordöstlich dieses Gebäudes sind weitere Strukturen zu erkennen, die auf eine weitere Bebauung schließen lassen.

Die Ergebnisse der Radarprospektion wurden in ein digitales Geländemodell eingearbeitet, das durch Digitalisierung aller vorhandenen Karten



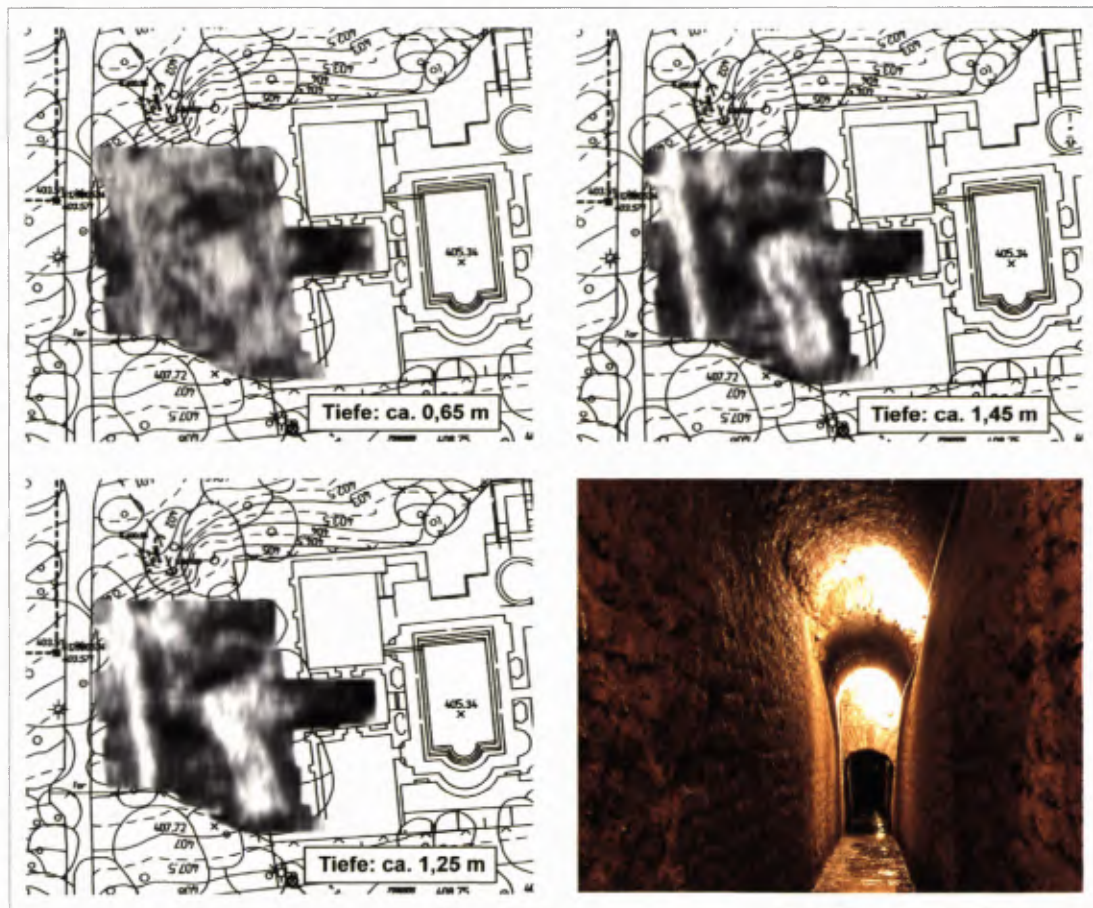
4 Zwei ausgewählte Ergebnisse der Prospektion mit der 400 MHz-Antenne (Ausschnitt der Messung der „Großen Schloßmatt“). Untere Teilabbildung: Mit Pfeilen sind einige der detektierten Lineamente markiert.

entstand (Abb. 3, Blickrichtung: etwa nach Südwesten). Anschaulich zeigt sich hierbei die Lage dieser neu entdeckten Gebäude in Bezug auf die römische Bäderruine und des teilweise ergrabenen Gebäudes im Norden der Ruine (rot eingetragen), der modernen Cassiopeia-Therme und der Burgruine Baden (weiße Umzeichnung), des Kurhauses sowie einzelner Häuser von Badenweiler. Blau eingetragen ist der große Drainagekanal und mit seinen beiden Nebenkanälen, wie auch der im Bereich der „Großen Schloßmatt“ verdohlte Abwasserkanal. In dieser Darstellung sind Bereiche eines weiteren entdeckten römischen Gebäudes am besten zu erkennen: Südlich einer größeren, hellen Fläche sind mindestens drei kleinere Raumzellen eines nicht vollständig erfassten Gebäudes vorhanden.

Diese helle Fläche wurde mit einer hochauflösenden Antenne ein weiteres Mal untersucht, um festzustellen, ob es sich hier um eine Schuttfläche oder einen Gehhorizont handeln könnte. Im Vergleich mit dem entsprechenden Ausschnitt der ersten Messung konnte diese Fläche teilweise aufgelöst und weitere Mauerzüge festgestellt werden, die größtenteils der anfangs erwähnten zweiten Ausrichtung folgt, die von der Hauptrichtung um etwa 45 Grad gedreht ist (Abb. 4, oben). In der Abbildung 4 sind zudem rechteckige Lineamente mit Pfeilen markiert, zu denen auch zwei gebogene Strukturen gehören.

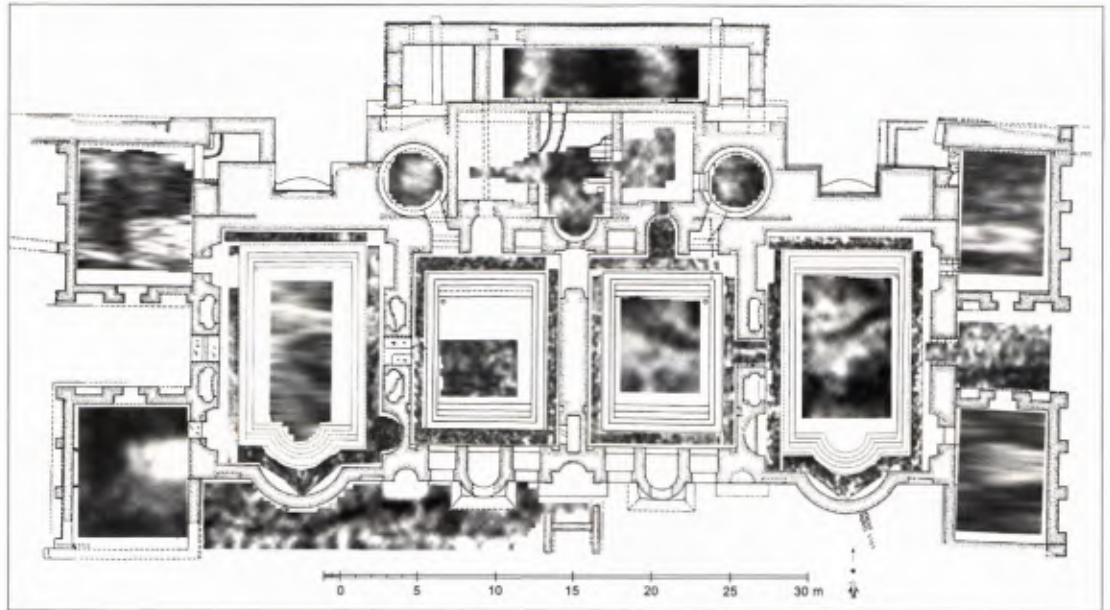
Zur Deutung der geophysikalisch nachgewiesenen Bauspuren im Umfeld der römischen Badruine

Der Thermenbau von Badenweiler war ein frei stehendes Gebäude, wohl allseits von Wegen umgeben. Überreste benachbarter römischer Steingebäude kennt man aus Grabungen östlich, nördlich und im Ansatz auch westlich der Thermen. Die geophysikalischen Untersuchungen erbrachten nun eine Vielzahl neuer Strukturen im westlich und nördlich der Thermen untersuchten Gebiet. Besonders klar zeigt sich im nördlichen Bereich (vgl. Beitrag Filgis, Abb. 2,1), eine ca. 40 m lange und ca. 28 m breite Baustruktur, die wohl aus einem Gebäude mit sechs Räumen und einer nach Norden vorgelagerten Terrasse mit Eingangstor im Osten besteht. Etwas weniger deutlich, vielleicht auch noch unvollständig, treten die Bauspuren im Untersuchungsgebiet westlich der Thermen (Beitrag Filgis, Abb. 2,9) hervor. Ganz im Westen lässt sich ein kleines Gebäude, ca. 7 x 20 m, mit wohl drei Räumen erkennen, das von zur Zeit noch nicht deutbaren Bauspuren anderer Orientierung durchkreuzt wird. Östlich daneben liegt ein langgestrecktes, mehrfach von Quermauern unterteiltes, wohl noch nicht vollständig erfasstes Gebäude von ca. 13 x 40 m Größe. Nach Osten schließen ebenfalls nur teilweise erfasste Baustrukturen an: vermutlich eine von Mauern



5 Der große Drainagekanal und die westliche Umfassungsmauer aus Sicht des Bodenradars in den Tiefen von etwa 0,65 m, 1,25 m und 1,45 m, bezogen auf die Erdoberfläche. Das vierte Teilbild zeigt den in den Radardaten erfassten Versatz des Gewölbes dieses Kanals.

6 In den Außenräumen erfasste Stützmauerköpfe sowie Kanäle und interner Aufbau einzelner Becken als Ergebnis der Radarmessungen.



umgebenen Hofanlage, ca. 38 x 42 m, mit zwei eingeschlossenen größeren Gebäuden und einem nördlich angrenzenden kleineren Gebäude. Vermutlich waren an der Südwestecke dieser Hofanlage weitere Gebäude angefügt, die sich jedoch bisher nicht deutlicher zu erkennen gaben. Es ist zu vermuten, dass diese Bauspuren in die römische Zeit datieren, da dieses Areal, so weit bisher bekannt, in nachrömischer Zeit unbebaut blieb. Was nun die Nutzung dieser Bauten betrifft, so kann vermutet werden, dass diese Steinbauten in einem gewissen Zusammenhang mit dem Kurbetrieb der Heilthermen standen. M.N. Filgis

Die römische Badruine

Unter der Westterrasse der Thermen führt der teilweise über 3 m hohe große Drainagekanal Abwässer in Richtung Norden ab. Aufgrund des Geländegefälles wurde das Gewölbe des westlichen Teiles dieses Kanals auf Höhe der Westterrasse in einem Versatz um 1,52 m reduziert. Dieser Versatz kommt in den Ergebnissen der Prospektion (Abb. 5) deutlich zum Vorschein, vor allem in einer Tiefe von etwa 1,25 m unterhalb der Erdoberfläche. In größerer Tiefe ist der Beginn der Aufspaltung der kompakten Anomalie in zwei Anomalien zu erkennen – den beiden Seitenwänden des Kanals (Tiefe: etwa 1,45 m unterhalb der Erdoberfläche). Die Messungen wurden in diesem Bereich der römischen Bäderruine durchgeführt, um die westliche Umfassungsmauer zu lokalisieren. Sie tritt in der Abbildung 5 als deutliche Anomalie westlich dieses Drainagekanals in Erscheinung.

Die Prospektionsergebnisse innerhalb der Außenräume und der Einzelbäder weisen eine Vielzahl von Anomalien auf (Abb. 6). In den Außenräumen sind die Lage von Stützmauern ebenso ein-

deutig zu erkennen wie – im nordwestlichen Raum – die Lage eines Entwässerungskanals, der sich auch unterhalb des Beckens im Raum 5 (Bezeichnungen: siehe Abb. 6 im Beitrag Filgis) verfolgen lässt. Die Bedeutung der S-förmigen Anomalie unterhalb des Beckenbodens im Raum 8 ist derzeit noch unklar. Vielleicht handelt es sich hier um eine Struktur, die einer früheren Bauphase zugeordnet werden kann? Helle Anomalien in den Umgängen der vier großen Becken weisen auf Kanäle hin, wie offensichtlich auch eine von Süden in Richtung der Zwischenmauer der Becken in den Räumen 5 und 6 führende, L-förmige Anomalie.

Die Ergebnisse der in Badenweiler mit dem Bodenscanner durchgeführten Untersuchungen konnten vielfältige Informationen über die römische Bäderruine wie auch über die Bebauung in deren nächster Umgebung liefern. Informationen, die den bisherigen Kenntnisstand über den Stadtplan des römischen Badenweiler ergänzen, wie der Abbildung 2 des Beitrages von M.N. Filgis in diesem Heft entnommen werden kann.

Literatur:

Beitrag von M.N. Filgis, in diesem Heft, S. 166ff.
H. von der Osten-Woldenburg / G. Seitz, Geophysikalische Untersuchungen im Bereich der römischen Heilthermen und der evangelischen Kirche von Badenweiler, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald. Fundberichte aus Baden-Württemberg, Band 24, 2000, S. 323–368.

Dipl. Geophys. Harald von der Osten-Woldenburg

LDA · Zentrale Fachdienste
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart

Denkmalschutzpreis 2001

Am 29. November 2001 wurde in Konstanz der Baden-Württembergische Denkmalschutzpreis an die Eigentümer von fünf Gebäuden verliehen. Dieser landesweit einzigartige Denkmalpreis wird von der Württemberger Hypo, vom Schwäbischen Heimatbund, vom Landesverein Badische Heimat und von der Denkmalstiftung Baden-Württemberg vergeben. Im Folgenden geben die Gebietsreferenten des Landesdenkmalamtes, welche Eigentümer, Architekten und Handwerker bei der Instandsetzung der Gebäude in allen Baustadien ständig fachlich betreut und beraten haben, eine knappe Würdigung der fünf preisgekrönten Objekte.

Spätbarockes Stadtpalais Konstanz, Hofhalde 1

Das repräsentative, dreigeschossige Gebäude vermittelt mit dem ausgeprägten Mittelrisalit und den seitlichen Kolossalpilastern und dem wappengeschmückten Dreiecksgiebel den Eindruck eines freistehenden barocken Stadtpalais. Auf der rechten Hausseite und rückwärtig fügt es sich jedoch unmittelbar in die enge städtische Bebauung ein. Die Datierung im Giebelaufsatz weist auf eine Errichtung im Jahr 1695, ein Architekt ist nicht bekannt. Der Grundriss des Erdgeschosses mit der

Eingangshalle und den seitlichen Hochkellern, das Treppenhaus mit den geschnitzten Balustern und die Grundrisse der Obergeschosse bestätigen die Datierung. Die qualitätvolle, frühklassizistische Ausstattung jedoch ist wohl mit der Übernahme des Palais durch die „Domfabric“, dem weltlichen Vermögensfond zum Unterhalt der Bischofskirche in Konstanz, in den Jahren 1781/82 geschaffen worden. Besonders hervorzuheben sind hier die Stuckdecken und die Schmuckböden. Nach der Säkularisation fiel das Gebäude an den jungen badischen Staat, der es versteigerte. Über mehrere Besitzerwechsel kam es 1916 in den Besitz der Fa-



1 Konstanz, Straßenansicht des spätbarocken Palais in der Hofhalde.



2 Das „Pompejanische Zimmer“.

3 Salon mit restauriertem Schmuckboden und Stuckdecke.



4 Interieur eines Salons.

milie Stiegeler. Der heutige Eigentümer Alexander Stiegeler verwaltet das ehemalige Stadtpalais für seine Familie und hat es mit hohem Aufwand restauriert und wieder nutzbar gemacht. Die Stuckarbeiten wurden von modernen Anstrichen befreit und entsprechend dem bauzeitlichen Farbbefund neu gefasst. Die Fenster, Türen, Böden und Wand-schränke wurden überarbeitet und wieder funktionstüchtig gemacht. Beispielhaft ist der Wiedereinbau der in früheren Jahren ausgebauten und im Rosgartenmuseum verwahrten klassizistischen Kachelöfen. Sie sind heute wieder alle beheizbar. Im Hinblick auf die Wertigkeit von Haus und Ausstattung wurde auf eine Intensivierung oder gar Erweiterung der Nutzung verzichtet. Das ehemalige Amts- und Wohngebäude dient heute als kleines, gehobenes Tagungs- und Gästehaus. Seine Einrichtung mit Möbeln der Zeit aus Familienbesitz macht es zu einem Gebäude der „Sammlung und Versammlung“. So vermittelt es anschaulich den Wohn- und Lebensstil bürgerlicher Kultur im ausgehenden 18. Jahrhundert.

Dr. Frank T. Leusch

Wohnhaus eines ehemaligen Schultheißenhofes in Kressbronn, Tettlinger Straße 28

Noch heute liegt die stattliche Hofanlage mit Wohnhaus und großem Wirtschaftsgebäude nordwestlich außerhalb des einstigen Dorfes Hemigkofen, seit 1934 Kressbronn (Bodenseekreis), im Winkel der hier zusammentreffenden Landstraßen nach Betznau und Tettling. Der damalige Schultheiß Alois Wilhelm Maier ließ sich sein klassizistisches Wohnhaus 1847/48 errichten. Die zusätzlichen Funktionen als Ortsverwaltung und Postagentur erklären die aufwändige und repräsentative Gestaltung der Grundrisse und Fassaden. Ausgedehnte Gewölbekeller, in die aus dem Hof zwei Außentritten hinabführen, erinnern an die frühere Bedeutung des Weinbaues im Ort. Das verputzte, zweigeschossige Wohnhaus besitzt ein flach geneigtes Satteldach und entfaltet mit seinem niederen Sockel, dem umlaufenden Stockwerksgesims und kräftigen Gesimsprofilen an Traufen und Ortgängen ein behäbiges Gesamtbild, das noch durch die bandartige Wirkung der symmetrischen Fensterordnung mit den Klappläden verstärkt wird. Freitreppe und Eingangsportal liegen in der Mitte der fünfachsigen Südfassade und sind auf den Hauptweg des vorgelagerten Bauerngartens ausgerichtet. Die durchlaufenden, breiten Mittelflure erschließen die beidseitigen Stuben, Kammern und Nebenräume und sind über die im Norden zum Hof hin orientierte, seitliche Treppe mit Keller und Dachgeschoss verbunden.



5 Kressbronn, Haus Tettnanger Str. 28, Blick über den Bauerngarten auf die restaurierte Südfassade. Vier verlorene Fenster im Erdgeschoss konnten durch nahezu baugleiche Altfenster ersetzt werden. Zustand Oktober 2001.



Abgesehen von den nahezu unverändert erhaltenen Grundrissen begeistert das Haus durch seine ungemein vollständige und handwerklich gediegene, bauzeitliche Ausstattung mit Außen- und Innentüren, Fenstern, Läden, Stubentäfern, Beschlägen, Sandsteinplatten und Treppen bis hin zum eisernen Küchenherd, der alten Türglocke und der im Esszimmer eingebauten Wanduhr. Als großes Ärgernis ist hier anzumerken, dass die Uhr nach der erfolgreich abgeschlossenen Sanierung im November 2001 Opfer eines Einbruchdiebstahls geworden ist, mit dem noch weitere Zerstörungen einhergingen. Obwohl das geräumige und solide ausgestattete Haus bis heute im Familienbesitz blieb, wurde es



6 u. 7 Das Esszimmer mit bauzeitlicher Tür, Täfer, Eckbank und der unmittelbar nach Entstehen dieser Aufnahme gestohlenen Wanduhr. Zustand Oktober 2001.

in den vergangenen 15 Jahren nicht mehr genutzt. Die bereits 1987 bei seiner Aufnahme in die Denkmalliste unübersehbaren Bauschäden nahmen mit dem Leerstand alarmierend zu. Nach mehreren Gesprächen mit einem erfahrenen Architekten, einem befreundeten Schreiner und Holzrestaurator und dem Landesdenkmalamt über Möglichkeiten einer behutsamen Instandsetzung und Modernisierung fand die Eigentümerin das nötige Vertrauen, den hohen finanziellen Einsatz zugunsten der langfristigen Sicherung ihres Hauses zu wagen. Bei der Durchführung der Arbeiten ließen sich die Anforderungen an zeitgemäßen Wohnkomfort unkompliziert mit denkmalpflegerischen Zielen

8 Blick in die Küche mit dem eisernen, holzbefeuerten Herd, erhaltenem Terrazzoboden und neuer Küchenzeile. Zustand Oktober 2001.



9 Der Hausflur im Erdgeschoss mit Blick auf die Treppe und die zum Hof führende Haustüre. Die großformatigen Sandsteinplatten finden sich auch im oberen Hausflur. Hinter der Wandtür links befand sich ursprünglich eine Kachelofenfeuerung. Zustand Oktober 2001.



zur Deckung bringen: Konstruktive Schäden und insbesondere solche durch anhaltenden Wasserzutritt im Keller und am Dach sowie an den Fassaden wurden beseitigt. Mit der Erneuerung der Haustechnik erfolgte der Einbau von Bädern in verfügbare Nebenräume. Der desolate Abortanbau auf der Hofseite wurde durch einen kleinen Balkon ersetzt. Der Dachraum blieb unausgebaut. Auf eine geschossweise Trennung der großflächigen Wohnetagen wurde verzichtet. Besonders hohe Anerkennung verdient die uneingeschränkte Erhaltung und Instandsetzung der oben erwähnten bauzeitlichen Ausstattung. Gerade sie vermag daher auch in Zukunft lebhaft vor Augen zu führen, mit welchem persönlichen Anspruch sich ein angesehenes Schultheiß und Landwirt um die Mitte des 19. Jahrhunderts sein neues Wohnhaus mit Amtssitz entwerfen und ausgestalten ließ. Im äußeren Bild der Hofanlage stellt darüber hinaus die Reaktivierung des Bauerngartens eine großartige Aufwertung dar. Unser Dank gilt der verständnisvollen Eigentümerin für die Förderung des ganzheitlichen Erhaltungsansatzes, von dem die Instandsetzungsar-

10 Hausen im Wiesental, Straßenansicht Gebäude Bergwerkstraße 53–65.

beiten durchgängig getragen waren. Das beispielhafte Ergebnis hat Vorbildwirkung für die Erhaltung ländlicher Architektur im Bodenseeraum.
Dipl.-Ing. Volker Caesar

Ehemaliges Arbeiterwohnhaus Hausen im Wiesental, Bergwerk- straße 53–65

Um 1680 wurde in Hausen im Wiesental (Kreis Lörrach) ein Werk zur Verarbeitung von Eisenerz errichtet, das bis ca. 1865 in Betrieb war. Die Großherzogliche Hüttenverwaltung erstellte zwischen 1836 und 1841 für ihre Arbeiter die sogenannten Laborantenhäuser in der Bergwerkstraße 53–65. 1894 erwarb die mechanische Buntweberei Brennet (MBB) das Gelände des ehemaligen Eisenwerkes mit allen Gebäuden. Die Gemeinde Hausen im Wiesental wurde zu einem kleinen Zentrum der textilverarbeitenden Industrie. Für die neuen Arbeitskräfte, die überwiegend aus dem Ausland (zumeist Italien) stammten, wurden zwei weitere Arbeitersiedlungen errichtet.

Der mehrachsige Gebäudekomplex Bergwerkstraße ist zweigeschossig, einfache Treppen führen zu den mit Konsolgesimsen betonten Hauseingängen. 1925 wurden die Gebäude mit Toilettenanbauten und offenen Lauben versehen. Gestaltet mit einfachen Mitteln wie symmetrischer Gliederung der Fassaden, Betonung des Eingangs und gekonnter Akzentuierung eines Mittelbaus, ist die Arbeitersiedlung Bergwerkstraße eine sehr frühe, anspruchsvolle Lösung der Bauaufgabe Arbeiterhäuser.

Beim Niedergang der Textilindustrie 1995 waren die Wohnungen kaum mehr vermietbar, sanitäre Einrichtungen fehlten, mangelnder Bauunterhalt gefährdete die Bausubstanz. Durch die Initiative einer Eigentümergemeinschaft und durch das Geschick des planenden Architekten wurde das





11 Gartenseite mit den Hausgärten und Holzschöpfen.

leerstehende Kulturdenkmal zwischen 1995 und 1997 saniert und behutsam modernen Wohnansprüchen angepasst. Die Baugruppe, deren Wohnungen ursprünglich etagenweise vermietet wurden, wurde in kleinere und größere Einfamilienwohneinheiten aufgeteilt. Die alten Treppenhäuser blieben erhalten, die ursprünglichen Grundrisse ebenso. Einige Türen wurden vermauert, wo nötig, Fenster zur Belichtung neu geschaffen, die bereits mit Setzgauben bestückten Dachgeschosse mitausgebaut. Ausstattungsteile wie Dielenböden, Täfer, Türen wurden schreinermäßig repariert. Ziel der denkmalpflegerischen Maßnahme war der Erhalt der ursprünglichen Schlichtheit; auf neue Gestaltungselemente wurde weitgehend verzichtet. Die hölzernen Lauben

der Häuserrückseiten wurden repariert. Zum neu parzellierten rückwärtigen Freibereich gehören die ursprünglichen Hausgärten sowie die ehemaligen Schöpfe und Ställe. Neuzzeitliches und gemeinschaftliches Wohnen in einem Arbeiterhaus des 19. Jahrhunderts wurde somit wieder möglich.
Dr. Dagmar Zimdars

Erhaltung durch Verkleidung – Erhaltung durch Entkleidung Zur Instandsetzung des Wohnhauses Hochturmgsasse 4 in Rottweil/Neckar

Dem verheerenden Stadtbrand von 1696 fielen in der mittelalterlichen Kernstadt von Rottweil 115 Gebäude zum Opfer. Hierzu gehörte auch der Vorgängerbau des Hauses Hochturmgsasse 4. Mit zehnjähriger Verzögerung erfolgte der Wiederaufbau dieses Hauses. Eine Bauinschrift auf einer Holzstütze im Erdgeschoss, eine Schriftquelle und die Ergebnisse einer dendrochronologischen Untersuchung belegen übereinstimmend das Jahr 1706 für den Neubau. Bauherr war der Obervogt Joseph Schroff.

Durch einen Besitzerwechsel kündigte sich 1995 eine Gesamtinstandsetzung an. Außer seiner stattlichen Erscheinung im Straßenbild und wenigen Anhaltspunkten im Innern deutete kaum etwas auf Besonderheiten bei diesem Haus hin. Einige Indizien ließen aber eine Bestandsaufnahme und eine Untersuchung notwendig erscheinen. Diese Grundlagenermittlung bestätigte wenig später die nahezu vollständige Erhaltung des rei-

12 Gartenansicht mit Lauben.





13 Rottweil, Hochturm-
gasse 4, Straßenansicht.

14 Reparierte Kassetten-
decke.

15 Erhaltung durch
Verkleidung: Unter den
Wandverkleidungen
des 20. Jh. wird die ur-
sprüngliche Ausstattung
freigelegt.

16 Erhaltung durch Ent-
kleidung: Nach der Ent-
fernung der modernen
Verkleidungen wurde
die ursprüngliche Holz-
ausstattung repariert.



chen barocken Innenausbau mit Kassetten-
decken, Täfelungen, Holzböden, Fenstern, Türen
und historischen Putzoberflächen unter Verklei-
dungen, die im wesentlichen aus dem 20. Jahr-
hundert stammten – Erhaltung durch Verklei-
dung. Die früher selbstverständliche Praxis der
Renovierung durch Addition von Bau- und Aus-
bauteilen, und damit der Bewahrung historischer
Bausubstanz, ist mehr und mehr der Perfektion
im Bauwesen und dem Anspruchsdenken von
Hausbesitzern zum Opfer gefallen.

Zur Bestandsdokumentation wurden Fotos und
eine Bauaufnahme des Hauses angefertigt. Zu-
sammen mit einer restauratorischen und dendro-
chronologischen Untersuchung sowie einer Scha-
densanalyse bildete dies die Grundlage zur Er-
arbeitung des Instandsetzungskonzeptes. Dessen
Ziel war die Sicherung des statisch-konstruktiven
Gefüges und die Reparatur des gesamten über-
kommenen Bestandes bis ins frühe 20. Jahr-
hundert. Dazu wurden jüngere Einbauten und
Verkleidungen ohne Denkmalwert entfernt, der



originale Bestand wurde rechtzeitig vor einer Beschädigung freigelegt und zur Geltung gebracht – Erhaltung durch Entkleidung.

Schwerpunkte der Instandsetzung bildeten die Sicherung des konstruktiven Gefüges durch den Zimmermann und die Reparatur im Bereich der Holzrestaurierung durch den Schreiner.

Modifizierungen im Erdgeschoss hatten, zuletzt durch den Einbau eines Milchladens im Jahr 1912, erhebliche Setzungen und Brüche in der Holzkonstruktion zur Folge. Diese baulichen Veränderungen machten hier eine statische Sicherung erforderlich. Durch behutsames Pressen/Winden über einen längeren Zeitraum konnte das Fachwerkgefüge einschließlich seiner historischen Ausmauerungen und Putzflächen und mit den barocken Ausbauteilen nahezu in seine Ursprungslage bewegt und stabilisiert werden. Dabei mussten fehlende Stütz- und Trageglieder im Erdgeschoss ersetzt und gebrochene Teile repariert bzw. ausgetauscht werden. Es folgten Reparatur und Konservierung der Ausmauerungen und Putzflächen sowie der Holzausstattung. Die Holzrestaurierung arbeitete zugunsten einer optimalen Substanzerhaltung in Schadenszonen überwiegend mit Vierungen. Fehlende Teile wie z.B. Profilleisten in Täfer- und Kassettenbereichen wurden ergänzt. Die nur in geringer Anzahl erhaltenen historischen Fenster bildeten zusammen mit den Befunden die Grundlage für die Rekonstruktion der übrigen Fenster. Wo in den beiden Hauptgeschossen neue Treppen und vereinzelt neue Böden notwendig geworden sind, wurden sie bei diesem Objekt zugunsten des Gesamtbildes in traditioneller Weise gefertigt. Die Raumschalen sind nach Sicherung der historischen Oberflächen überfasst.

Als einzige Grundrissveränderung blieb das Erdgeschoss nun ohne Unterteilung. Für die Farbfassung des Außenbaus wurde ebenfalls auf die Ergebnisse der restauratorischen Untersuchung zurückgegriffen.

Zum Abschluss der Arbeiten stellte der Bauherr eine Gesamtdokumentation mit den Ergebnissen einer von ihm in Auftrag gegebenen Erforschung der Haus- und Besitzergeschichte zusammen.

Dr. Bernhard Laule

Ehemaliges Eremitenhaus in Wöllstein (Ostalbkreis) Kapellenweg 31

Das ehemalige Einsiedlerhaus in Abtsgmünd-Wöllstein, das sogenannte Schlössle Wöllstein, in einsam-idyllischer Lage über dem Kochertal steht auf den Resten einer Burganlage, die bereits 1269 erstmals urkundlich erwähnt wurde. Nach den Zerstörungen im 30-jährigen Krieg wurde die Burg im frühen 18. Jahrhundert bis auf die in ei-



nem ihrer Türme eingerichtete Kapelle St. Jakob in weiten Teilen abgetragen. Ab 1723 richteten sich Eremiten die Ruinen notdürftig her, bis sie 1757 ein neues Wohnhaus erbauten. Die prominent am Türsturz der barocken Haustür angebrachte Jahreszahl dokumentiert die Errichtung des Gebäudes.

Die neuen Eigentümer Gabriele und Josef Thamm erwarben das Kulturdenkmal 1995, das sich zuletzt in stark heruntergekommenem Zustand befand und unbewohnbar war. Größtes Problem stellten jedoch die kolossalen Schäden an den Fachwerkaußenwänden des Obergeschosses dar, deren Holzsubstanz durch gravierenden Schädlingsbefall und durch bauphysikalisch abträgliche Innenverkleidungen stärkstens beschädigt und größtenteils regelrecht verfault war.

Trotz dieser hohen Substanzschäden gelang mittels eines auf die spezifische Situation hin entwickelten konservatorischen Konzepts eine Gesamtinstandsetzung, bei der ein Maximum an historischer Substanz gerettet werden konnte und bei der die Identität des Kulturdenkmals in seinen

17 Abtsgmünd-Wöllstein, Ansicht des Eremitenhauses und der Kapelle St. Jakob.

18 Flur mit instandgesetzten Barocktreppen, bemalten Türen und grau gefassten Fachwerkwänden.



19 Flur mit alter rußgeschwätzter Ofenstelle.

besonderen sprechenden Bestandteilen erhalten blieb. Maßnahmenswerpunkt war daher die zimmermannsmäßige Reparatur der Holzkonstruktion, bei der im Falle notwendigen Substanz-austauschs auf absolute Schonung erhaltungsfähiger Denkmalsubstanz, insbesondere des historischen Ausbaus, größter Wert gelegt wurde. Trotz größerer Erneuerungen an den Fachwerken der Fassaden im Obergeschoss blieben alle übrigen Teile von Konstruktion, Grundriss und dem gesamten Innenausbau einschließlich der historischen Oberflächen erhalten. Auf der Basis restauratorischer Untersuchungen wurde nach Vorgaben des Landesdenkmalamtes die gesamte historische Ausstattung mit Holzdielenböden, Tonplattenböden, barocker Treppe, bemalten Türen, grau gefassten Fachwerkwänden u.s.w. konsequent gesichert und instandgesetzt. Die neuen Eigentümer haben sich dabei mit hohem Enga-

gement beteiligt und – wo es möglich war – in vielen Arbeitsstunden diverse Maßnahmen selbst durchgeführt.

Insgesamt entstand ein gut nutzbares Wohnhaus, bei dem die spezifischen Voraussetzungen eines Kulturdenkmals in idealer Weise mit der modernen Wohnnutzung in Einklang gebracht wurden.

Die generelle Rücksichtnahme auf historische Vorgaben in Verbindung mit einer grundsätzlich am historischen Bestand ausgerichteten denkmal-schonenden Gesamtinstandsetzung führten – trotz erschwelter Rahmenbedingungen – zur Rettung und Erhaltung des seltenen Beispiels eines Eremitenhauses, dessen historische Funktion und Nutzung auch weiterhin in beeindruckender Weise erlebbar bleiben. Dr. Klaus Könner

Dipl.-Ing. Volker Caesar

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen

Dr. Klaus Könner

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

Dr. Bernhard Laule

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Dr. Frank T. Leusch

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Dr. Dagmar Zimdars

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Haus Michael in Immenstaad

24 Jahre danach – Denkmalschutz braucht einen langen Atem

Im Mittelpunkt des folgenden Beitrags steht nicht die erfolgreiche Instandsetzung eines bedeutenden ländlichen Kulturdenkmals, sondern sein Leidensweg, der sich aus den Akten fast über ein Vierteljahrhundert nachzeichnen lässt. Dass dieses Haus nach jahrzehntelanger Auseinandersetzung, heute vollständig rehabilitiert, in der Immenstaader Ortsmitte wie selbstverständlich seinen Platz behauptet, gleicht einem kleinen Wunder.

Volker Caesar

Erste Abbrucharfrage 1977

Die umfangreiche Ortsakte des Landesdenkmalamtes für „Haus Michael“ in Immenstaad (Bodenseekreis) beginnt mit der Abbrucharfrage des Bürgermeisteramtes vom 21. November 1977. Dort heißt es u. a.: „Der Zustand des Gebäudes Hauptstraße 24, vor allem im Innern, macht einen Abbruch unbedingt erforderlich. Investitionen im Altbau sind aus wirtschaftlichen Gründen nicht vertretbar.“

Seither haben nacheinander drei Gebietsreferenten der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes (Dr. Hubert Krins, Dr. Jürgen Michler und der Autor) „hinhaltenden Widerstand“ gegen den wiederholt bereits beschlossenen Abbruch des nachweislich ältesten Immenstaader Hauses geleistet – letztlich mit Erfolg.

Erste Würdigung 1961

Als Kulturdenkmal gewürdigt wurde das Haus an der Hauptstraße erstmals 1961 in Otto Grubers „Bauernhäuser am Bodensee“. Gruber, in Konstanz aufgewachsen, Bauhistoriker mit Professur an der TH Karlsruhe, danach TH Aachen, beschäftigte sich seit den zwanziger Jahren mit Themen der Hausforschung, insbesondere des deutschen Südwestens, und trat mit zahlreichen Publikationen zu Bauern- und Bürgerhäusern hervor. Auf das Haus in Immenstaad wird er bei seinen Recherchen für den o.g. Band bereits in den vierziger Jahren aufmerksam geworden sein. In den „Bauernhäuser am Bodensee“, posthum von seinem Bruder Karl herausgegeben, versuchte er eine erste bauzeitliche Einordnung und Analyse von Grundriss und Bauegefüge und notierte wesentliche Baubeobachtungen: „Seiner ganzen Haltung nach gehört das Haus, das etwa dem Typ unseres Öhninger Hauses entspricht,

dem 16. Jahrhundert an und ist wohl das älteste erhaltene Einhaus des Dorfes.“

Erste Bestandsdokumentation 1980

Aufgrund Grubers Würdigung lehnte das Landesdenkmalamt den Abbruch ab, stellte für die Instandsetzung zugunsten einer sinnvollen Nutzung Zuschussmittel in Aussicht und erteilte den Auftrag für eine erste Bauaufnahme und Bestandsdokumentation, die 1980 von Restaurator Michael Bunz vorgelegt wurde.

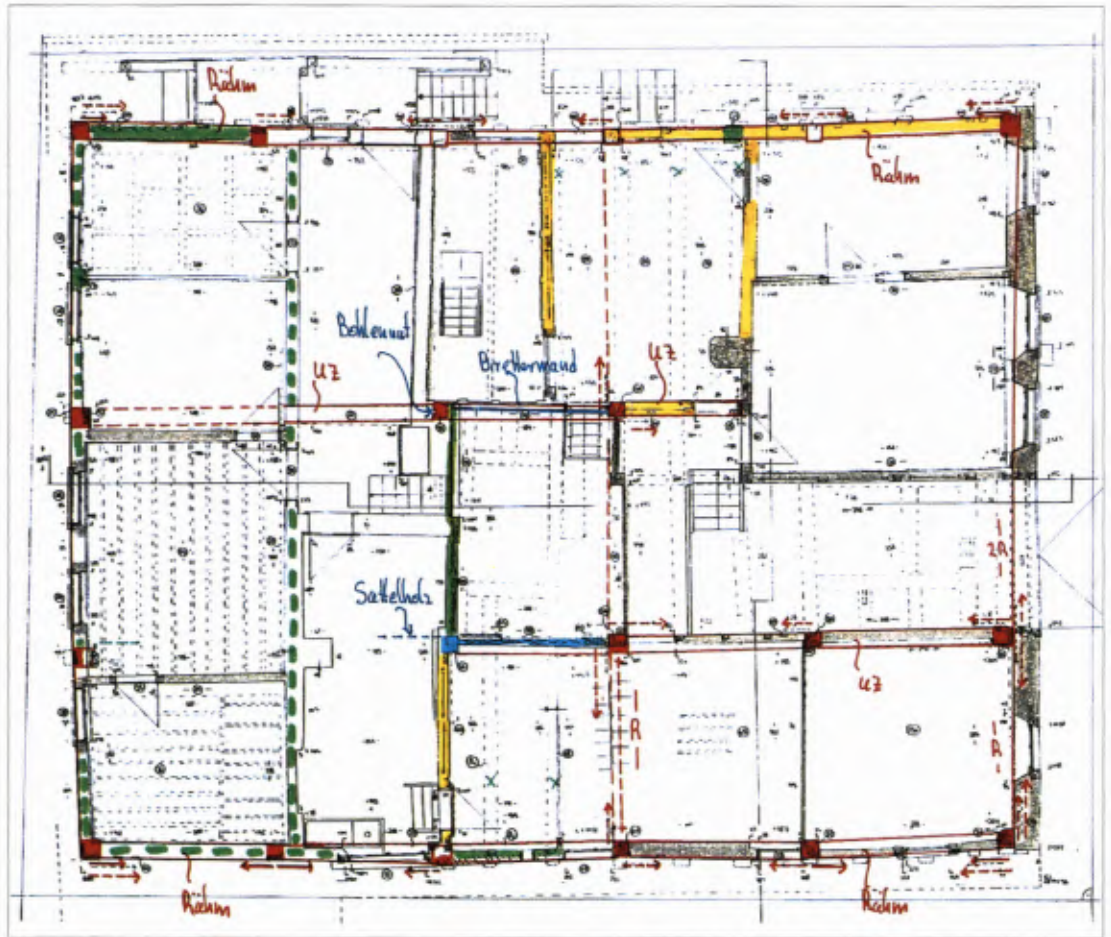
Im Dezember 1980 reichten daraufhin die Eigentümer ihren förmlichen Abbruchartrag ein. Die Gemeinde Immenstaad nahm ihrerseits Verhand-



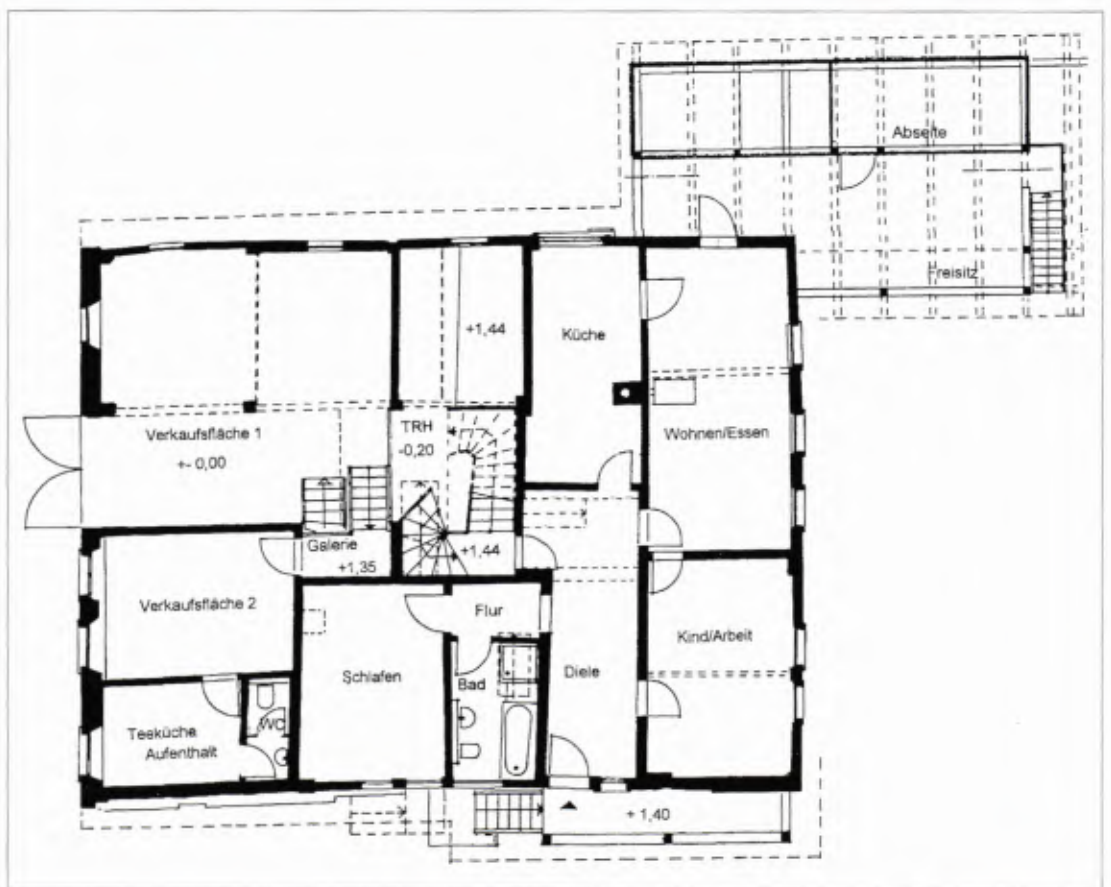
1 Ansicht von der Hauptstraße mit vorgebautem Kiosk. Das Foto entstand 1973 in der letzten Nutzungsphase des Hauses.



2 Immenstaad, Hauptstraße 24/26, Haus Michael. Grundriss Erdgeschoss, Bauaufmaß mit Baualtersplan. Rot: um 1461 (d), blau: 2. Hälfte 16. Jh., grün: um 1739 (d), gelb: 2. Hälfte 18. Jh. und um 1790, grau: E. 19./A. 20. Jh. Das spätmittelalterliche Hausgerüst hat sich im gesamten Grundriss erhalten.



3 Grundriss Erdgeschoss, Umbauplanung 1999. Zugunsten der neuen Nutzungen wurden einzelne jüngere Zwischenwände des 19. Jh. entfernt. Das neue Treppenhaus nimmt den Platz des ursprünglichen Heuaufzugs ein und erschließt alle Geschosse zentral.



lung mit den Eigentümern auf, um das Haus zu erwerben: „Die Gemeinde könnte dann dort nach der Renovierung des Gebäudes das vom Heimatverein gewünschte Heimatmuseum unterbringen.“

In einer ausführlichen Stellungnahme vom Juni 1981 unterstrich das Landesdenkmalamt erneut die Bedeutung des „Kulturdenkmals von besonderer Bedeutung“, betonte, „daß das äußerlich wohl vernachlässigt und fast baufällig wirkende Gebäude substantiell durchaus sanierungsfähig ist“ und stellte in Aussicht, dass der „Rahmen für die Ermittlung denkmalbedingter Kosten weitestmöglich ausgeschöpft werden könnte“. Zugleich wurde auf die Möglichkeit der Steuerabschreibung hingewiesen.

Erhaltungsaufwurf in den Immenstaader Heimatblättern

Noch im Dezember 1981 erschien Heft 5 der „Immenstaader Heimatblätter“ mit dem Aufsatz von Dieter Hallmanns, in dem er, gestützt auf die Würdigung Grubers und das Gutachten von Bunz, nachdrücklich für die Rettung des Hauses warb: „Wir teilen die Auffassung des Landesdenkmalamtes, daß dieses Haus erhaltenswert ist und erhalten werden muß.“

Entschieden gegenteiliger Meinung war zur gleichen Zeit die Badische Gebäudeversicherungsanstalt, die sich mit der Weiterversicherung des Hauses befasste und das Landesdenkmalamt drängte, dem Abbruch des Hauses zuzustimmen: „Angeblich soll das Landesdenkmalamt zur Zeit prüfen, ob dieses miserable Gebäude als Baudenkmal angesehen werden muß. Es ist m.E. unvorstellbar, daß für ein Gebäude in einem solchen Zustand finanzielle Mittel ‚zur Rettung‘ aufgewendet werden. Es ist auch nicht anzunehmen, daß die Öffentlichkeit für eine solche Maßnahme Verständnis aufbringen wird.“



Gutachten zur Eintragung in das Denkmalbuch

Während das Landesdenkmalamt 1983 im Rahmen der systematischen Inventarisierung der Kulturdenkmale von Immenstaad für das Gebäude Hauptstraße 24/26 sein Gutachten zur Eintragung in das Denkmalbuch vorlegte, bemühte sich die Gemeinde Immenstaad weiter um eine Lösung für die Zukunft des Hauses, zumal das Heimatmuseum nun im Schwörerhaus unterkommen sollte: „Da das Haus Michael nun wirklich ein Schandfleck in der Gemeinde darstellt, sollte den Eigentümern im Rahmen der Sanierung ‚Ortskern‘ bei der Renovierung oder bei einem Neubau eine gewisse Hilfestellung geleistet werden.“

Erhaltung durch Ortskernsanierung in Aussicht

Das Landesdenkmalamt sprach sich daraufhin erneut gegen den Abbruch und für Erhaltungsmaßnahmen aus: „Insbesondere, wenn eine Stadt-

4 Der Südgiebel auf der Gartenseite zeigt deutliche Spuren anhaltender Vernachlässigung. Zustand Januar 1998.

5 Der nordöstliche Eckständer mit doppelten Kopfbändern des um 1461 entstandenen Hausgerüsts. Zustand Januar 1998.



6 Bundständer mit Riegeln und Kopfbändern von 1461 in der östlichen Traufwand. Zustand 1996.

Sanierungsmaßnahme zur Durchführung gelangt, muß die erhaltende Sanierung eines vernachlässigten Kulturdenkmales als eine bevorzugte Aufgabe betrachtet werden.“ Darüber hinaus wurde die untere Denkmalschutzbehörde gebeten, zu prüfen, „ob akute Gefährdungen für die Erhaltung der Substanz bestehen“. Das Ergebnis der Besichtigung im Juni 1984 durch das zuständige Bauordnungsamt der Stadt Friedrichshafen war erfreulich: „Dabei wurde festgestellt, daß sich die Bausubstanz des Gebäudes insgesamt nach Augenschein in einem guten Zustand befindet. Sämtliche tragenden Bauteile sind so gut erhalten, daß keine Abstützungen erforderlich sind.“

Umsetzung ins Freilichtmuseum?

Im September 1985 trat die Gemeinde Immenstaad mit einer neuen Fragestellung an das Landesdenkmalamt heran. Wegen des „sehr desolaten Zustandes“ und, weil „eine wirtschaftlich vertretbare Nutzung zukünftig nicht möglich sei“, wurde im Namen der Eigentümer beantragt, das Kulturdenkmal in das Bauernhofmuseum Wolfegg zu versetzen. Man habe in Erfahrung gebracht, dass der Museumsverein „ein großes Interesse an der Umsetzung dieses Gebäudes“ habe. Unter erneutem Hinweis auf die „besondere kulturhistorische Bedeutung“ des Bauernhauses wurde auch dieser Vorschlag abgelehnt und auf die Chancen der bevorstehenden Ortskernsanierung verwiesen: „Zur Überwindung der vorhandenen Schwierigkeiten erscheint das laufende Verfahren der Sanierung ‚Ortskern‘ als eine Chance, dieses wertvolle Kulturdenkmal durch

Sanierung und Zuführung einer angemessenen neuen Nutzung an seinem historischen Standort zu erhalten. Das Landesdenkmalamt hält es daher für erforderlich, daß das Ihnen durch das Städtebauförderungsgesetz zur Verfügung stehende Instrumentarium zur Erhaltung dieses Kulturdenkmals genutzt wird.“

Ausschreibung im Prospekt „Verkäuflicher Baudenkmale“

Zugleich wurde angeregt, die weiteren Schritte gemeinsam mit dem Sanierungsreferat des Regierungspräsidiums abzustimmen und durch Ausschreibung des Hauses im Prospekt für „Verkäufliche Baudenkmale zwischen Neckar und Bodensee“ einen erhaltungswilligen Käufer zu suchen.

Nach weiteren drei Jahren teilte die Gemeinde Immenstaad im Juni 1988 mit, dass die Veröffentlichung im Prospekt der verkäuflichen Kulturdenkmale erfolglos geblieben sei und wieder an den früheren Vorschlag angeknüpft werden solle: „Unsere Verhandlungen mit der Fördergemeinschaft zur Erhaltung des ländlichen Kulturgutes e.V. Wolfegg stehen kurz vor dem positiven Abschluss.“

Das Landesdenkmalamt blieb jedoch bei seiner ablehnenden Haltung und wiederholte den Vorschlag, die weitere Vorgehensweise gemeinsam mit den Referaten Stadtsanierung und Denkmalschutz des Regierungspräsidiums sowie mit der unteren Denkmalschutzbehörde zu beraten. Grundlage solle „eine Kostenschätzung für die Instandsetzung der Bausubstanz an Dach und Fach des beauftragten Sanierungsplaners sein.“



7 Fortgeschrittene Reparatur der Dachkonstruktion: Zerstörte Hölzer wurden durch neue ersetzt. Zustand Mai 2000.



8 Ansicht von der Hauptstraße nach Abschluss der Sanierung im Oktober 2001.

Den Misserfolg beim Verkauf an einen sanierungswilligen Interessenten lastete das Landesdenkmalamt dem geforderten Kaufpreis an, der „in keinem Verhältnis zu den erforderlichen Aufwendungen und möglichen Nutzungen des Kulturdenkmals“ stehe. Auch das Regierungspräsidium hatte sich bereits 1987 zu den unrealistischen Preisvorstellungen der Eigentümer geäußert: „Die ... mitgeteilten Zahlen ... gehen nach den Erfahrungen des Regierungspräsidiums völlig an der Realität vorbei. Die Interessenten erwarten doch einen Prospekt verkäuflicher Baudenkmale, nicht eine Sammlung unverkäuflicher Ladenhüter. ... Bei vernünftiger Preisvorstellung und Grundstücksgröße müßte es aber möglich sein, Erwerber zu finden, die das Baudenkmal sinnvoll nutzen und wieder zu einem Schmuckstück der Ortsmitte machen.“

Vermittlungsversuch durch das Regierungspräsidium

Im November 1988 fand endlich eine gemeinsame Besprechung in Immenstaad statt, zu der sich alle mit dem Fall Beschäftigten, insbesondere auch die Vertreter des Regierungspräsidiums und der Eigentümer sowie der Sanierungsbeauftragte der Gemeinde zusammenfanden. Dabei wurden alle bereits früher diskutierten Möglichkeiten zur Rettung des Gebäudes – von seiner Versetzung nach Wolfegg bis zum Verkauf an einen Erhaltungswilligen – ausführlich erörtert. Der Sanierungsbeauftragte der Gemeinde wurde veranlasst, den Kostenaufwand zur Instandsetzung des Gebäudes zu ermitteln. Nach Vorlage dieser Un-

terlagen wollte man erneut zusammentreten. Nachdem dieser neuerliche Termin für März 1990 bereits verabredet war, lehnten die Eigentümer die Aussprache mit dem Hinweis ab, dass zunächst über ihren Abbruchantrag zu entscheiden sei.

Landesdenkmalamt stimmt Umsetzung ins Freilichtmuseum zu

In der Folge stimmte der Gemeinderat am 16. 7. 1990 dem Abbruch von Haus Michael zu. Das Landesdenkmalamt prüfte daraufhin noch einmal die zusammengestellten Unterlagen des Sanierungsbeauftragten und stellte im Februar 1991 fest, „daß bei einer Übernahme des Kulturdenkmals durch die Gemeinde Immenstaad für eine öffentliche Nutzung... eine optimale Förderung zu erreichen ist. Bei privater Nutzung sind die Fördermöglichkeiten dagegen eingeschränkt. ... Nach Beratungen mit der Höheren Denkmalschutzbehörde und dem Sanierungsreferat beim Regierungspräsidium kommen wir leider zu dem Ergebnis, daß auf dieser Basis eine Erhaltung des Kulturdenkmals an Ort und Stelle nicht durchgesetzt werden kann. Das Landesdenkmalamt stellt daher seine erheblichen Bedenken gegen den Abbruch des Kulturdenkmals unter der Bedingung zurück, daß dasselbe... vom Freilichtmuseum Wolfegg übernommen wird.“ In einer weiteren Stellungnahme zum Abbruchantrag wurden die denkmalpflegerischen Bedingungen zur Übertragung des Hauses in das Freilichtmuseum detailliert benannt, es hieß u. a.: „Es ist insgesamt sicherzustellen, daß... die Umsetzung durch ver-

tragliche Vereinbarung (nicht einseitiges Einverständnis) nachgewiesen wird und durch Finanzierungsplan abgesichert ist.“

Umsetzung nicht finanzierbar

Im darauffolgenden Jahr 1992 stellte sich heraus, dass die mit der Abbruchgenehmigung verbundene Bedingung der Übertragung in das Freilichtmuseum nicht zu erfüllen war. Das Museum sah sich nicht in der Lage, die erheblichen Kosten für die Translozierung nach Wolfegg zu finanzieren; aus heutiger Sicht ein Glück für die Erhaltung am historischen Standort.

Anlässlich des Informationsbesuches des Regierungspräsidenten bei der Verwaltungsgemeinschaft Friedrichshafen-Immenstaad im Mai 1993 wurde das weitere Schicksal von Haus Michael erneut angesprochen: „Herr Regierungspräsident schlägt vor, zum Zwecke der Substanzerhaltung des Gebäudes einen Besprechungstermin zwischen Regierungspräsidium, Landesdenkmalamt, Landratsamt, Baugenehmigungsbehörde und Eigentümer anzuberaumen.“

Neuer Rettungsversuch

Die neue Beratungsrunde begann 1994 gemeinsam mit dem neuen Immenstaader Bürgermeister sowie geänderten Zuständigkeiten beim Regierungspräsidium. Nach Beratungen und weiterer Bearbeitung eines Nutzungskonzeptes sowie Ermittlung der Kosten und deren Finanzierbarkeit kristallisierte sich eine Konzeption heraus, bei der die Eigentümer die Instandsetzung des Hauses unter weitgehender Ausschöpfung von Zuschussmitteln und Abschreibungsvorteilen vornehmen sollten, um es anschließend der Gemeinde langfristig als Verkehrsbüro im Erdgeschoss und Versammlungsraum im Dachgeschoss zu vermieten. Der Bürgermeister konnte daher im Oktober 1995 die erfreuliche Mitteilung machen, „daß in der Zwischenzeit von Eigentümerseite dem von uns erarbeiteten Sanierungs- und Finanzierungskonzept ebenfalls zugestimmt wurde“. Etwa gleichzeitig wurde ein Bauforscher beauftragt, ein detailliertes verformungsgerechtes Bauaufmaß und eine bauhistorische Untersuchung des Hauses anzufertigen. Die dafür anfallenden Kosten teilten sich Gemeinde und Landesdenkmalamt. Die Gemeinde kümmerte sich ihrerseits um kleinere Reparaturen am Dach.

Bewilligung von Zuschüssen

Auf nachdrückliche Empfehlung durch das Landesdenkmalamt bewilligte die Denkmalstiftung Baden-Württemberg im April 1996 ihren Zu-

schuss. Im November 1997 konnte auch der beim Landesdenkmalamt eingereichte Zuschussantrag mit einem namhaften Betrag bewilligt werden.

Umdenken im Gemeinderat

Im Sommer 1997 hatte jedoch zwischenzeitlich ein Umdenken im Gemeinderat stattgefunden. Die Mehrheit war zu der Auffassung gelangt, dass die langfristige Belastung durch die Anmietung des instandzusetzenden Kulturdenkmals dem Immenstaader Gemeindehaushalt nicht zugemutet werden könne. Der Gemeinderat lehnte das bereits erarbeitete Finanzierungsmodell ab und beschloss gleichzeitig, den Abbruch des Gebäudes zu befürworten, ohne nochmals geprüft zu haben, ob neben der in Aussicht genommenen öffentlichen Nutzung nicht auch ein sonstiges Nutzungskonzept infrage komme. Ungeachtet dessen bemühte sich die Gemeinde um die Bewilligung eines neuen, kleineren Sanierungsgebietes für den Ortskern unter Einschluss des Hauses Michael.

Landesdenkmalamt lehnt Abbruchantrag ab

Den im September 1997 durch die Eigentümergemeinschaft vorgelegten neuen Abbruchantrag lehnte das Landesdenkmalamt unter Hinweis auf die noch nicht ausgeschöpften Nutzungsmöglichkeiten und die schon bereitgestellten Zuschussmittel ab: „Wir sind vielmehr der Auffassung, daß der Eigentümergemeinschaft die Erhaltung des Hauses zugemutet werden kann und allenfalls in zukünftigen Gesprächen und Beratungen über ein tragfähiges Nutzungskonzept die finanzielle Grenze der Zumutbarkeit noch abschließend zu klären ist.“ Auch die durch den Bauforscher bestätigte Bedeutung des Hauses wurde hervorgehoben: „Mit seiner Datierung in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts [1461] stellt es einen der äl-



9 Das reparierte Hausgerüst von 1461 im heutigen Blumenladen. Oktober 2001.



10 Der Freisitz im Dachgeschoss hinter dem offenen Fachwerk mit innenliegender Verglasung. Oktober 2001.



11 Blick nach Westen in den Flur der um 1739 eingebauten Wohnräume im südlichen Hausteil mit Bundständer und Kopfbändern von 1461. Oktober 2001.

testen Bauten in Immenstaad dar und muß zugleich als wichtiges Belegstück für mittelalterliche Nutzbauten im nördlichen Bodenseeraum gelten, wo sich neben einzelnen größeren (Torkel-) Scheuern wie in Ittendorf oder Haltnau nur noch wenige mittelalterliche Wirtschaftsgebäude erhalten haben.“ (Siehe St. Uhl in: Immenstaader Heimatblätter, Heft 16, 1996).

In seiner Stellungnahme führte das Landesdenkmalamt weiter aus: „Denkmalpflegerisch bemerkenswert ist, daß das dendrochronologisch auf das Baujahr 1461 datierte Kerngefüge des Hauses umfangreich und aussagekräftig erhalten blieb und die über Jahrhunderte wiederholt gewandelten Nutzungen sich sowohl in das vorhandene Gehäuse einpaßten wie sie auch ihre unterschiedlichen Spuren am Bau hinterließen. So liegt die Bedeutung dieses ländlichen Kulturdenkmals insbesondere in seiner vielschichtig erhaltenen und ablesbaren Baugeschichte begründet, die vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart reicht. Mit seinem Baudatum 1461 ist das Haus mehr als 100 Jahre älter als das ebenfalls aus der Fachwerkliteratur bekannte, 1578 datierte Schwörerhaus und damit zugleich der älteste bekannte Profanbau Immenstaads.“

Regierungspräsidium muss über Widerspruch entscheiden

Die untere Denkmalschutzbehörde in Friedrichshafen schloss sich im Oktober 1997 der Auffassung des Landesdenkmalamtes an und teilte mit, dass sie eine Genehmigung des Abrissantrages nicht in Aussicht stellen könne. Gegen den ablehnenden Bescheid legten die Eigentümer Widerspruch beim Regierungspräsidium als höherer Denkmalschutzbehörde ein.

Es kam daraufhin im März 1998 erneut zu einer gemeinsamen Besprechung, diesmal mit Vertretern des Wirtschaftsministeriums, des Regie-

rungspräsidiums, der Gemeinde, der Eigentümer, der unteren Denkmalschutzbehörde und des Landesdenkmalamtes. Das Ministerium erklärte, dass für Immenstaads Ortsmitte ein weiterer Sanierungsabschnitt unter Einbeziehung des Hauses Michael befürwortet werde. Es bleibe jedoch der Planungshoheit der Gemeinde überlassen, wie die zu bewilligenden Mittel eingesetzt würden. Eine Verknüpfung der Bewilligung mit dem Schicksal des Hauses Michael wurde ausdrücklich abgelehnt. Das Regierungspräsidium forderte daraufhin die Eigentümer auf, durch ihren Architekten anhand eines einfachen Testentwurfes für die Umnutzung des Kulturdenkmals die Instandsetzungskosten zu ermitteln, damit auf dieser Grundlage die Zumutbarkeit seiner Erhaltung abschließend überprüft werden könne.

Denkmaleigenschaft bezweifelt

Im Oktober 1998 wurden die geforderten Pläne und Berechnungen eingereicht. Die Eigentümer wiederholten, die Erhaltung des Kulturdenkmals sei ihnen nicht zumutbar, da die aufzuwendenden „Sanierungskosten nach Grund und Höhe unverhältnismäßig“ seien. Zugleich legten sie ein anwaltliches Gutachten vor, mit dem nachgewiesen werden sollte, „daß es sich bei dem Gebäude nicht um ein Kulturdenkmal handelt“, zumindest aber dessen besondere Bedeutung im Sinne von §12 DSchG in Zweifel zu ziehen sei. Unter Hinweis auf einschlägige Urteile des Verwaltungsgerichtshofs Baden-Württemberg wurden sowohl die wissenschaftlichen als auch die heimatgeschichtlichen Gründe für das öffentliche Interesse an der Erhaltung in Abrede gestellt: „Auf der Basis der Stellungnahme des Landesdenkmalamtes wäre eine Eintragung des Gebäudes in das Denkmalebuch mit der zitierten Rechtsprechung des Verwaltungsgerichtshofes Baden-Württemberg nicht zu vereinbaren. Selbst wenn man aber ein

Kulturdenkmal trotz allem noch bejahen wollte, ist in dem Gutachten des Landesdenkmalamtes nichts dazu dargelegt, daß auch die von §12 Abs. 1 DSchG verlangte *besondere* Bedeutung gegeben ist.“

Denkmaleigenschaft und besondere Bedeutung bestätigt

Das anwaltliche Gutachten beschränkte sich bei seinen Darlegungen auf die 1983 durch das Landesdenkmalamt abgefasste Begründung der Kulturdenkmaleigenschaft und ließ vor allem die in Heft 16 der Immenstaader Heimatblätter 1996 zusammengestellten neuen Ergebnisse der Bau- forschung und Eigentümergeschichte außer Acht. Gerade diese beiden Beiträge hatten jedoch die Kenntnis über die Nutzungs- und Baugeschichte wesentlich erweitert. Mit Gutachten vom Januar 1999 konnte das Landesdenkmalamt daher fundiert sowohl die besondere Bedeutung als auch die Denkmalfähigkeit und Denkmalwürdigkeit von Haus Michael bekräftigen.

Erhaltung ist zumutbar

Das Regierungspräsidium Tübingen unterzog die vom Architekten eingereichten Unterlagen einer

sorgfältigen Prüfung, um abschließend zu klären, ob die Erhaltung tatsächlich zumutbar sei. Die dazu erstellte Gesamtbaukosten- und Nutzwertberechnung bestätigte, dass selbst im ungünstigsten Fall die zu erwartenden Zinsbelastungen für die Instandsetzung des Kulturdenkmals durch zu erzielende Mieterträge überschritten würden. Dieses Ergebnis gab die Sicherheit, damit auch in einem Rechtsstreit vor dem Verwaltungsgericht bestehen zu können. Die Höhere Denkmalschutzbehörde entschied daher, dass die Erhaltung von Haus Michael zumutbar sei, und wies den Widerspruch der Eigentümer zurück.

Glücksfall für die Denkmalpflege

Trotz der denkmalrechtlich günstigen Situation und selbst, wenn ein späteres Verwaltungsgerichtsurteil diese Einschätzung bestätigen würde, lag eine erfolgreiche Instandsetzung wegen der fehlenden Eigentümerbereitschaft nach wie vor in völlig ungewisser Ferne. Die für alle ungeahnte Wende, die der „Fall“ im 1. Halbjahr 1999 nahm, ist daher ohne Übertreibung als herausragender Glücksfall für die Denkmalpflege zu bezeichnen. Was niemand mehr zu hoffen gewagt hatte, trat jetzt ein: Nach Überwindung letzter Hindernisse bei einzelnen Teileigentümern und der Gemeinde besiegelten die Brüder Edmund und Rolf Kammerer mit dem überraschenden Kauf des Hauses Michael ihre bei Ferienaufenthalten gewachsene Verbundenheit mit Immenstaad. Ohne behördliches Zutun leiteten sie im Juni 1999 durch bewundernswertes, privates Engagement binnen weniger Wochen die endgültige Rettung des ältesten Immenstaader Hauses ein: „Es ist unser Bestreben, die Sanierung so durchzuführen, daß das öffentliche Interesse an der Erhaltung dieses Baudenkmals gewahrt wird und auch das Ortsbild der Gemeinde Immenstaad an dieser zentralen Stelle nachhaltig verbessert wird.“

Seither sind gut zwei Jahre vergangen, in denen zunächst die Finanzierung zu sichern war. Zugleich musste das neue Nutzungskonzept für einen straßenseitigen Laden, eine Wohnung anstelle der vorhandenen zur Gartenseite und zwei neue Wohnungen im Dachgeschoss denkmalpflegerisch abgestimmt werden.

Denkmalpflegerisches Konzept für 540-jährige Hausgeschichte

Drei denkmalpflegerische Zielsetzungen hatten wesentlichen Einfluss auf Planung und Durchführung der Sanierungsmaßnahmen:

Die für 540 Jahre belegte Nutzungs- und Baugeschichte des Hauses – von der (Torkel-)Scheuer des 15. Jahrhunderts zum zweigeteilten Bauern-

12 Das neue, zentrale Treppenhaus mit Blick auf den östlichen Haus- eingang und den ehemaligen Ziegenstall. Oktober 2001.



DENKMALPFLEGE
IN BADEN-WÜRTTEMBERG
NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

30. JAHRGANG 2001

JAHRES-
INHALTSVERZEICHNIS

Barbara Baum	Schloss Köngen. Eine Zwischenbilanz	214
Judith Breuer	Ein romantisches Portal. Evangelische Pfarrkirche in Herrenberg-Gültstein (Kr. Böblingen)	147
Judith Breuer	Ein kindgerechter Schulbau. Die Heusteigschule in Stuttgart	150
Judith Breuer / Sabine Leutheußer-Holz	Editorial	165
Felicitas Buch / Volker Caesar / Michael Ruhland	Bodenseelandschaft Birnau – Maurach – Seefelden. Kulturlandschaft von europäischem Rang?	41
Volker Caesar siehe: Felicitas Buch / Michael Ruhland	Bodenseelandschaft Birnau – Maurach – Seefelden. Kulturlandschaft von europäischem Rang?	41
Volker Caesar	Das Gredgebäude in Überlingen	107
Volker Caesar	Haus Michael in Immenstaad. 24 Jahre danach – Denkmalschutz braucht einen langen Atem	193
	Denkmalschutzpreis 2000	10
	Denkmalschutzpreis 2001	185
Bodo Dieckmann / Jutta Hoffstadt / Brigitte Lohrke	Zeitreise in die Steinzeit. Archäologie auf der „Landesgartenschau Singen 2000“	31
Claudia Dutzi	Flaggen wechseln! Architektonische Moderne im Nationalsozialismus	153
Günter Eckstein	Zum Abschluss der Arbeiten an der evangelischen Stadtkirche in Vaihingen an der Enz. Die Deformationsbeobachtungen von Mai 2000	48
Günter Eckstein	Römische Badruine in Badenweiler. Photogrammetrische Dokumentation	176
Volkmar Eidloth	Hohenlohe als Residenzlandschaft. Städtebau und Landschaftsgestaltung im 18. Jahrhundert	115
Meinrad N. Filgis	Römische Badruine Badenweiler. Historische Wurzeln des Kurortes neu präsentiert	166
Martin Hahn	Gesamtanlage Weikersheim	126
Martin Hahn	Orientalisches Wertheim? Eine Sackgasse in der mittelalterlichen Altstadt	219
Jutta Hoffstadt siehe: Bodo Dieckmann / Brigitte Lohrke	Zeitreise in die Steinzeit. Archäologie auf der „Landesgartenschau Singen 2000“	31
Wolfgang Kaiser / Gitta Reinhardt-Fehrenbach	Hirtenschulen im Hochschwarzwald. Münstertal (Kreis Breisgau-Schwarzwald)	161
Christiane Kendel	„...denn ihre Werke folgen ihnen nach...“ Die gräfliche Familiengrabstätte Bodman	228
Clemens Kieser	Pest, Flut und Glockenschlag. Das „Pesttürmle“ in Veringendorf (Lkrs. Sigmaringen)	102

Clemens Kieser	Pour les enfants de la patrie. Französische Grundschule in Baden-Baden	157
Konrad Kopf / Brigitte Lohrke	Denkmalpflege als Blickfang. Das Landesdenkmalamt auf der „Landesgartenschau Singen 2000“	37
Sabine Kraume-Probst / Michael Ruhland	Wasser auf der Alb! Pumpwerk und Reservoir in Blaustein (Alb-Donau-Kreis)	51
Rainer Kreutle	Ein Siedlungsplatz der Jungsteinzeit in Pfullingen, Kr. Reutlingen. Unter Tuff versiegelte Siedlung	222
Sabine Leutheuser-Holz siehe: Judith Breuer	Editorial	165
Brigitte Lohrke siehe: Bodo Dieckmann / Jutta Hoffstadt	Zeitreise in die Steinzeit. Archäologie auf der „Landesgartenschau Singen 2000“	31
Brigitte Lohrke siehe: Konrad Kopf	Denkmalpflege als Blickfang. Das Landesdenkmalamt auf der „Landesgartenschau Singen 2000“	37
Mechtild Ohnmacht	„Das schönste Haus im Ort“. Dorfschule in Neubulach-Liebelsberg (Kreis Calw)	155
Anne Overlack	Weltkulturerbe Insel Reichenau	63
Dieter Planck	Editorial	1
Dieter Planck / Jürgen Zieger	Editorial	105
Gitta Reinhardt-Fehrenbach siehe: Wolfgang Kaiser	Hirtenschulen im Hochschwarzwald. Münstertal (Kreis Breisgau-Schwarzwald)	161
Michael Ruhland siehe: Felicitas Buch / Volker Caesar	Bodenseelandschaft Birnau – Maurach – Seefeldlen. Kulturlandschaft von europäischem Rang?	41
Michael Ruhland siehe: Sabine Kraume-Probst	Wasser auf der Alb! Pumpwerk und Reservoir in Blaustein (Alb-Donau-Kreis)	51
Michael Ruhland	Eine Scheune zur Zierde der Stadt? Balingen, Froschstraße 4	53
Michael Ruhland	Ein freundliches Schulhaus. Ehemalige Dorfschule in Albstadt-Lautlingen (Zollernalbkreis)	148
Michael Ruhland	Wissen ist Macht. Ein Realschulgebäude in Albstadt-Ebingen (Zollernalbkreis)	149
Michael Ruhland	Die gläserne Schule. Neuwiesenschule in Ravensburg	159
Michael Ruhland	Strenges Formenspiel. Die Walter-Erbe-Realschule in Tübingen-Derendingen	162
Michael Ruhland	Im Hause des Kommerzienrats. Villa Laiblin in Pfullingen (Kreis Reutlingen)	224
Annette Schmidt	„Denkmalwuth!“ Das Mörike-Denkmal in Stuttgart	50
Heinz Sieche	Devolutiveffekt, Dissensverfahren und Denkmalschutz. Gründe und Auswirkungen einer Gesetzesänderung	58

Wolfgang E. Stopfel	Zwei Jubiläen: Fünfzig Jahre Badisches Denkmalschutzgesetz, fünfzig Jahre Nachrichtenblatt der Denkmalpflege	20
Richard Strobel	650 Jahre Chor des Heiligkreuzmünsters in Schwäbisch Gmünd. 1351–2001: Architektur und Skulptur als Zeugnisse der Parlerzeit	85
Stefan Uhl	Zwei neu entdeckte spätmittelalterliche Firstständerbauten. Gärtringen, Kirchstraße 20, und Gomadingen-Dapfen, Oberdorfstraße 46	139
Christoph Unz	Editorial	57
Harald von der Osten-Woldenburg	Römisches Badenweiler. Geophysikalische Prospektion der römischen Heilthermen und ihrer Umgebung	180
Andreas Vorbach	Ideenwettbewerb „Zuckerfabrik / Eremitage“	95
Joachim Wahl	Der Heidelberger Spitalfriedhof. Einblick in das mittelalterliche Gesundheitswesen	132
Joachim Wahl	Die Gebeine von Johannes Brenz et al. aus der Stiftskirche in Stuttgart. Osteologisch-forensische Untersuchungen an historisch bedeutsamen Skelettresten	202
Sabine Weyrauch	Kelter und Zehntscheuer in Denkendorf. Zum Abschluss ihrer Renovierung	211
Michael Zerhusen	Happy End im Horber Kloster. Nach sechs Jahren Bürger-Engagement gerettet	3
Jürgen Zieger siehe: Dieter Planck	Editorial	105
Dagmar Zimdars	Jerusalem in Waldshut? Die Gottesacker-Kapelle in Waldshut – eine Hl. Grab-Stiftung	98
Dagmar Zimdars	Wohnen in einer Bierablage. Die ehemalige Riegeler Brauereiablage in Kandern, Kr. Lörrach	100
Dagmar Zimdars	Ein Gemmenkreuz aus Sandstein? Das spätromanische Portal an St. Leodegar in Grenzach, Kr. Lörrach	145
Dagmar Zimdars	Nussbaum, Furnier und Kapuziner. Zur Restaurierung der Altäre in der Kapuzinerkirche Maria Loreto in Stühlingen, Kreis Waldshut	226
	Ausstellungen	104, 164, 231
	Buchbesprechungen	56, 232
	Mitteilung	231
	Personalien	55, 229
	Veranstaltungen	104

haus des 20. Jahrhunderts – sollte auch in den neuen Nutzungen und Reparaturschritten ablesbar bleiben.

Die neuen Nutzungseinheiten sollten sich ohne Herausnahme von Zwischenwänden und Decken in das überlieferte Innenraum- und Grundrissgefüge einpassen.

Bauliche Rückführungen auf ältere Konstruktionszusammenhänge oder gar den Erstbestand von 1461 sollten selbst dort unterbleiben, wo angesichts zerstörter Bausubstanz eine Rekonstruktion möglich wäre.

Trotz der z. T. erheblichen Bauschäden und des vor allem im 19. Jahrhundert eingebrachten, recht einfachen Konstruktions- und Ausstattungsstandards sollte ein Maximum an überlieferter Substanz bewahrt werden, u. a. historische Fenster, Türen, Dielenböden, Bohlenwände, Wand- und Deckenputze, Gefachfüllungen.

Gerade die letztgenannte Forderung stellte sich als eine anstrengende Gratwanderung heraus. Einerseits verlangte die verlässliche Reparatur der Tragkonstruktion oftmals die weitgehende Entfernung von Ausbauteilen. Andererseits waren die Voraussetzungen für zeitgemäße Nutzungsansprüche zu erfüllen. Während der Reparaturen des Holzgefüges musste freilich wiederholt den „Verlockungen“ von Teilrekonstruktionen widerstanden werden. Die durchgeführten Reparaturarbeiten beweisen jedoch, dass das bemerkenswerte handwerkliche Ergebnis nur wenige Abstriche bei den denkmalpflegerischen Zielsetzungen notwendig machte.

Treppenhaus und Dachgauben neu

Zwei wesentliche bauliche Änderungen zugunsten des neuen Nutzungskonzeptes waren zu vertreten: Zur inneren Erschließung der Geschosse und des Dachraumes bedurfte es eines Treppenhauses, das in Grundrissmitte dort eingeplant wurde, wo in der Dachbalkenlage bereits eine äl-



13 Die Fenster des 19. Jahrhunderts im Südgiebel erhielten neue Vorfenster. Oktober 2001.

tere Öffnung für den Heu- und Lastenaufzug vorhanden war. Die wesentliche Veränderung des äußeren Erscheinungsbildes stellen die neuen Schleppegauben nach Vorbild der bereits vorhandenen dar, ohne die eine Wohnnutzung im tiefen Dachraum nicht möglich war. Bedingung war jedoch, dass die Gauben ohne Sparrenwechsel in die barocke Konstruktion eingefügt wurden.

Erfolgreiche Zusammenarbeit

Die insgesamt schwierige Bauaufgabe, die im Spätsommer 2001 ihren erfolgreichen Abschluss gefunden hat, verlangte von den Bauherren große Zugeständnisse an die Denkmalpflege sowie Liebe zur historischen Substanz, vom Architekten unkonventionelle und ideenreiche Lösungen für Planung und Ausführung und von den Handwerkern, besonders den Zimmerleuten, „listenreiche“ Reparaturkonzepte.

Die Zitate sind der Ortsakte des LDA Tübingen zum Haus Michael entnommen.

Dipl.-Ing. Volker Caesar

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege

Alexanderstraße 48

720 72 Tübingen



Die Gebeine von Johannes Brenz et al. aus der Stiftskirche in Stuttgart

Osteologisch-forensische Untersuchungen an historisch bedeutsamen Skelettresten

Der württembergische Reformator und erste evangelische Stiftspropst Johannes Brenz wurde laut Überlieferung nach seinem Tod 1570 unter der Kanzel der Stiftskirche beigesetzt und beim Wiederaufbau der Stiftskirche nach dem 2. Weltkrieg unter die heutige Kanzel umgebettet. Während der tiefgreifenden Umbaumaßnahmen in der Stuttgarter Stiftskirche war der Schrein mit den sterblichen Überresten von Johannes Brenz und des mitbestatteten Jesuitenpaters Eusebius Reeb erheblich in Mitleidenschaft gezogen worden.

Joachim Wahl

Angesichts der für einen späteren Zeitpunkt geplanten Wiederbestattung der Gebeine in einem neuen Behältnis entschloss man sich daraufhin, den stark lädierten Schrein gänzlich zu öffnen, um seine Bauart sowie den Inhalt zwischenzeitlich einer detaillierten Untersuchung zu unterziehen. Öffnung und Exhumierung fanden am 17. August 2000 in Stuttgart statt.

Bei dem Schrein handelt es sich um eine nicht ganz ebenmäßig gearbeitete, mit Zinkblech ummantelte und ausgekleidete Kiste von 84/85 cm x 35 cm x 30/32 cm (L x B x H) aus ca. 2 cm starken, gehobelten Eichenholzbrettern, die durch ein in den Seitenteilen schwalbenschwanzförmig eingelassenes Querbrett in zwei ungleich große Kammern von ca. 54 cm (A) und etwa 30 cm (B) Länge unterteilt wurde (Abb. 1 u. 3). Als Deckel diente für Kammer B das Innen- und Außenblech ohne Holzlage, für Kammer A lediglich das Mantelblech, das außen und im Deckelbereich auch innen mit rotbrauner Mennige-Farbe beschichtet

1 Der beschädigte Schrein vor seiner Öffnung, Längsseite.



war (Abb. 2). Auf dessen Unterseite war offensichtlich kurz vor dem Verschließen des Blechmantels in Sütterlinschrift eingeritzt worden: „zugelötet am 8.12. 55“. Weitere, nicht konstruktiv, sondern eher als Abfallstücke zu deutende, vielleicht auch als Stützen für den darin befindlichen Schädel gedachte, teils gewinkelte Zinkblechreste wurden in der kleineren Kammer B angetroffen.

Kammer A

In Kammer A befanden sich ein mehr oder weniger vollständig erhaltener Hirnschädel, ein beschädigter Unterkiefer sowie 18 separate, meistens nur noch fragmentarisch erhaltene Skelettreste und kleinste Splitter. Zudem wurden insgesamt noch vier Tierknochen bzw. Tierzähne angetroffen (Abb. 4). Bei diesen handelt es sich um Extremitätenknochen von Schwein und Rind sowie Zahn- und Kieferreste von Rind und Schaf/Ziege, die z.T. Säge- und Verbißsspuren aufweisen (Bestimmung nach Frau Dr. Stephan, LDA, Konstanz). Sie sind als typische Schlacht- und Speiseabfälle zu deuten. Ihre Einbringung in den Schrein dürfte der anatomischen Unkenntnis Derjenigen zuzuschreiben sein, die für die Umbettung der Gebeine zuständig waren. Sie belegen aber auch, dass die Umgebung zumindest einer der ehemaligen Grablagen mit profanem Siedlungsabfall durchsetzt war.

Die Schädelreste

Vom Hirnschädel sind lediglich die Kalotte, anhängende Partien der rechten Temporalschuppe und der größte Teil des linken Schläfenbeines er-



2 Nach Abnahme des Deckblechs. Links Kammer A mit beschädigtem Innenblech, rechts Kammer B ohne Innenblech und mit eingebrochenen Steinen.

3 Der geöffnete Schrein vor Entnahme der Skelettreste. Links Kammer A, rechts Kammer B.

halten, der Gesichtsschädel fehlt gänzlich (Abb. 5). Die umlaufenden Bruchkanten sind als alte Beschädigungen zu identifizieren und im Rahmen einer oder mehrerer Umlagerungen entstanden. Der Schädel ist postmortal deformiert, in seiner Aufsicht ovoid-pentagonoid, die Scheitellinie im Bereich der Oberstirn etwas flacher und die Unterschuppe des Hinterhauptbeines etwas ausladender als Schädel B. Er ist zwar auch etwas breiter als dieser, weist aber ansonsten eine vergleichbare Gesamtform auf. Nach dem Verwachsungszustand der Schädelnähte zu urteilen, ergibt sich ein Sterbealter von ca. 70 Jahren. Für ein fortgeschrittenes Lebensalter spricht auch die z. T. papierdünne Kalotte, die, gegen das Licht gehalten, in der Bregmaregion durchscheinend ist. Die Formmerkmale erweisen sich durchgehend als männlich, wobei allerdings die Unterstirn etwas steiler steht und das Muskelmarkenrelief des Hinterhauptes etwas schwächer konturiert ist als bei Schädel B. Die Jochbögen sowie die Mastoidfortsätze können nicht beurteilt werden.

Der Unterkiefer weist Trocknungsrisse auf und ist an beiden Ästen derart beschädigt, wie es für im mazerierten Zustand aus dem anatomischen Verband gezogene Unterkiefer typisch ist (Abb. 5): Es fehlen beide Gelenk- und Coronoidfortsätze. Er ist komplett bezahnt, auch die Weisheitszähne sind durchgebrochen und beschliffen. Speziell an den Frontzähnen lassen sich mächtige Zahnsteinablagerungen feststellen. Dazu kommen Parodontose und Parodontitis, v.a. im Bereich der Backenzähne, aber nur minimale Hinweise auf Entwicklungsstörungen während des Zahnwachstums. Die schrägen Schlißflächen der Vorderzähne deuten auf einen (leichten) Überbiss hin. Das Kinn ist spitzig, die beiden Mentalhöcker abgesetzt, die Unterkieferwinkel stark ausgestellt und deutlich profiliert, der Unterkiefer allgemein breit, ausladend und niedrig. Der Kiefer kann demzufolge ebenfalls als männlich eingestuft werden. Eine deutliche Diskrepanz ergibt sich jedoch hinsichtlich der Altersbestimmung. Die Zähne sind auffallend geringer abgekaut als bei B (s. u.) und als für ein hohes Sterbealter zu erwarten wäre. Für sich gesehen, repräsentiert er ein Individuum

von 30–40, maximal 50 Jahren. Da die Kondylen fehlen, erübrigt sich eine Anpassung an den zuvor beschriebenen Hirnschädel. Somit muss aufgrund des Zahnbefundes offen bleiben, ob beide überhaupt zur selben Person gehören. Wenn ja, dann müsste sie zu einer sehr privilegierten Gesellschaftsschicht gehört haben. Eine endgültige Klärung der Zuordnung wäre ausschließlich über eine DNA-Analyse möglich.

Die postkranialen Skelettelemente

Das restliche aus Kammer A geborgene Skelettmaterial besteht zum überwiegenden Teil aus größeren und kleineren Abschnitten von Extremitätenknochen. Dazu kommen Bruchstücke des rechten und linken Beckens von zwei verschiedenen Personen, ein Fragment eines linken Sprunggelenkes und ein einzelner Fingerknochen. Im einzelnen lassen sich ein linker und zwei rechte Oberarmknochen, zwei linke Ellen, eine linke und eine rechte Speiche, zwei linke und ein rechter Oberschenkelknochen sowie zwei rechte Schienbeine ansprechen. Einige von ihnen können aufgrund morphologischer Ähnlichkeiten, gleicher Proportionen und vergleichbaren Erhaltungszustandes derselben Extremität (Elle und Speiche) oder als paarige Elemente desselben Individuums (Becken, Oberschenkelknochen) zugeordnet werden. Der Erhaltungszustand des Knochenmateri-

4 Blick in Kammer A mit der untersten Knochenschicht in Fundlage. Direkt an der Seitenwand (oben) ist ein Oberarmknochen eines Schweines, am unteren Rand der perforierte Oberschenkelknochen eines erwachsenen Mannes zu erkennen.



5 Der unvollständig erhaltene Schädel aus Kammer A. Nach dem Ausschlussprinzip handelt es sich dabei wahrscheinlich um denjenigen des mit Johannes Brenz gemeinsam beigesetzten Jesuitenpaters. Die Zugehörigkeit des Unterkiefers ist fraglich.



6 Die beiden rechten Schienbeine aus Kammer A. Eines davon weist auf der Vorderseite mehrere tiefe Hackspuren auf, die offenbar im Rahmen seiner Ausgrabung / Umbettung entstanden sind.



7 Der perforierte rechte Oberschenkelknochen und die zugehörige Beckenhälfte aus Kammer A. Beide Stücke waren vor ihrer Deponierung im Schrein an anderer Stelle mit starken Nägeln, Bolzen o.ä. befestigt gewesen.

als ist sehr unterschiedlich, teilweise mit rissiger und korrodierter Oberfläche, teilweise dunkelfleckig. Die zahlreichen alten, im bereits mazerierten Zustand entstandenen Bruchkanten, das Fehlen jeglicher Wirbel- und Rippenfragmente, Schlüsselbeine, Kniescheiben und der leicht vergänglichen Partien wie Schulterblätter und Brustbein und die Tatsache, dass die abgebrochenen Anteile offenbar nicht mit eingesammelt wurden, legen nahe, dass hier eine unbewusste Selektion im Rahmen einer, wahrscheinlich aber mehrerer Umbettungsaktionen stattgefunden hat. Dass man dabei nicht besonders zimperlich im Umgang mit den Gebeinen war, belegt das rechte Schienbein einer grazilen erwachsenen Person mit mindestens vier Schnitt- bzw. Hackspuren (Abb. 6).

Ein kleineres Oberschenkelfragment stammt von einem ca. 14 – 16jährigen Jugendlichen, alle anderen Knochen dürften zu erwachsenen Individuen gehören. Da aber keiner von ihnen nennenswerte degenerative Veränderungen, die auf ein höheres Sterbealter hindeuten würden, aufweist, will das Material insgesamt nicht so recht zu den beiden Schädeln aus den Kammern A und B passen. Lediglich die beiden zusammengehörigen Beckenteile sowie das separate Bruchstück eines linken Sitzbeins könnten eher älteren Männern zuzuschreiben sein. Vielleicht ist das ein erneuter Hinweis auf eine höhere soziale Stellung der Verstorbenen. Alleine die postkranialen Skelettelemente müssen jedoch mindestens drei verschiedenen Personen (zwei Erwachsenen und einem Jugendlichen) zugeordnet werden. Die Langknochen streuen von ‚grazil‘ über mittlere Robustizität bis zu eher ‚robust‘. Vielleicht besteht bei einem von diesen ein Zusammenhang mit dem oben beschriebenen Unterkiefer. Zieht man für die deutlich grazileren Knochen zumindest einen jüngeren Erwachsenen ins Kalkül, ist eine Mindestindividuenzahl von vier anzunehmen. Die in ihrer ganzen Länge erfassbaren Langknochen ergeben Körperhöenschätzwerte für die Erwachsenen von knapp 1,70 m, um 1,62 m

und unter 1,60 m, wobei letztere – nach Messungen an den beiden rechten Schienbeinen kalkuliert – mit Sicherheit zwei verschiedenen Personen zuzuweisen sind.

Neben den erwähnten Beschädigungen durch Grabinstrumente o.ä. sind noch zwei weitere Spuren besonders bemerkenswert, die menschliche Aktivitäten dokumentieren: ein rechter Femur und eine wahrscheinlich zugehörige, rechte Beckenhälfte mit Perforationen, die an eine ehemalige Befestigung der Knochen auf einem Holzbrett) oder einem anderen festen Untergrund denken lassen (Abb. 7). Der Oberschenkelknochen ist ca. 5 cm unterhalb des Gelenkkopfes in dorsoventraler Richtung perforiert. Der Lochdurchmesser beträgt 16,5 mm, auf der Rückseite ist er etwas ausgebrochen. In der Randzone des Defektes lassen sich deutliche Rostverfärbungen erkennen, die auf einen Bolzen, Nagel o. ä. zurückzuführen sind. Die Perforation des Beckenknochens liegt zentral in der Hüftgelenkspfanne, sie ist unregelmäßig ausgebrochen, ca. 18 x 23 mm groß und weist ebenfalls einen rostbraunen Randsaum sowie minimale Eisenreste auf. Man darf also davon ausgehen, dass diese beiden Teile zunächst zwar grob behandelt, aber dann doch reliquienmäßig aufbewahrt/präsentiert wurden. Ein weniger mächtiger Stift hätte aber zur Befestigung ausgereicht.

Kammer B

In Kammer B wurde ein nahezu komplett erhaltener Schädel gefunden (Abb. 8). Feine Haarrisse deuten an, dass er mindestens zeitweise in wechselnd feuchtem und trockenem Milieu gelegen hat. Kleinere Ausbrüche lassen sich nur am linken Jochbogen, im Bereich der Nasenbeine und Augenhöhlen sowie am rechten Oberkiefer feststellen, größere Beschädigungen an beiden Unterkieferästen. Die meisten Läsionen machen einen rezenten Eindruck, so dass diese Defekte wohl im Rahmen der letzten Umbettung entstanden sein

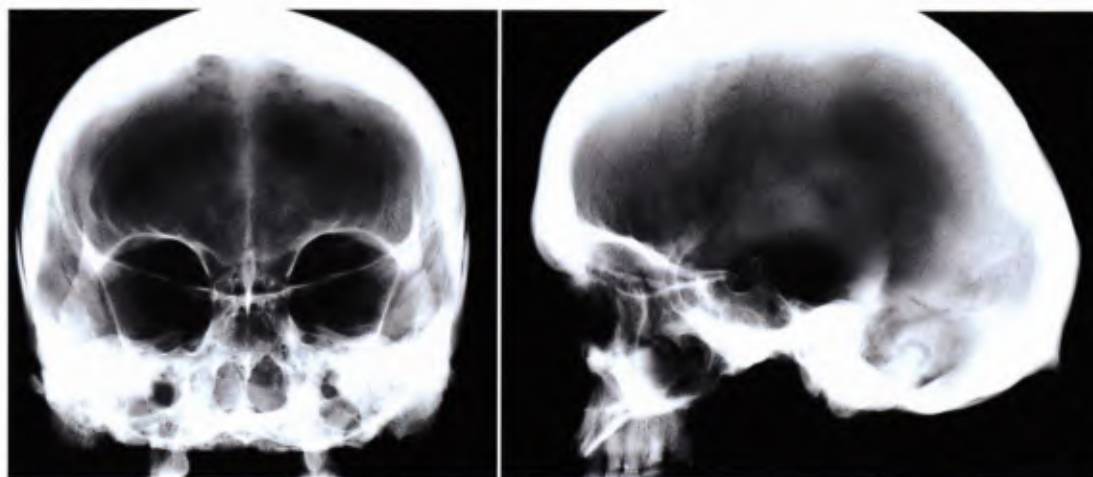
dürften. Der Gesichtsschädel ist v.a. linksseitig zur Schädelbasis hin verdrückt. Dabei handelt es sich um eine postmortale Deformation, die evtl. ebenfalls auf eine frühere Lagerung in einem Erdgrab zurückgeführt werden kann. Auf eine oder mehrere Umlagerungen des bereits mazerierten Schädels weist zudem die Tatsache, dass mindestens 13 Zähne fehlen, typischerweise v.a. die einwurzeligen Frontzähne sowohl im Ober- als auch im Unterkiefer.

Der Schädel zeigt eine relativ hohe Stirnpartie, große Augenhöhlen, eine relativ schmale Nase, kräftige, breite Jochbeine und eine nur leicht abgesetzte Hinterhauptsregion. Die sogenannte alveolare Prognathie des Oberkiefers deutet darauf hin, dass der Träger vorstehende Zähne, zumindest einen deutlichen Überbiss hatte. Ein starkes Septum zwischen den beiden oberen mittleren Schneidezähnen könnte mit einer Zahnlucke in diesem Bereich, einem Trema, einhergegangen sein. Der Hirnschädel ist hoch gewölbt, in seiner Aufsicht rundlich ovoid und infolge der postmortalen Deformation leicht asymmetrisch. Sein Längen-Breiten-Index liegt bei 82,3, ein Wert, der nach der üblichen anthropologischen Klassifizierung als ‚brachykran‘ einzustufen ist. Der Unterkiefer ist breit, relativ kurz und massig, die Kinnregion wenig markant, die Unterkieferwinkel sind deutlich ausladend. Die Muskelansatzstellen sind allgemein rechts stärker reliefiert als links. Insgesamt kann von einer kräftig ausgebildeten Hals/Nacken- und Kaumuskulatur ausgegangen werden. Die zur Geschlechtsdiagnose tauglichen Formmerkmale sprechen am vorliegenden Schädel gleichlautend und zweifelsfrei für männliches Geschlecht. Nach dem Verwachsungsgrad der Schädelnähte und unter Berücksichtigung zahlreicher Nahtknochen ergibt sich ein fortgeschrittenes Sterbealter von deutlich über 60 Jahren. Bezüglich des Kauapparates kann der Steckbrief noch ergänzt werden durch teilweise bis in den Bereich der Pulpahöhle abgekaute Zähne, Reste von Zahnstein, Anzeichen von Parodontose und



8 Der Schädel von Johannes Brenz ist nahezu komplett überliefert. Die abgebrochenen Kiefergelenke und postmortale Zahnverluste weisen auf eine wenig sorgfältige Handhabung der Skelettreste während der Umbettung hin.

Parodontitis, nicht angelegte Weisheitszähne, eine anlagebedingte Drehung des oberen linken ersten Prämolaren sowie leichte bis mittelgradig ausgeprägte Schmelzhypoplasien, die auf Entwicklungsstörungen im Kindesalter (Mangelsituationen, Infektionskrankheiten o.ä.) zurückgehen. Als Besonderheit fiel im Rahmen der Bearbeitung alsbald auf, dass der Schädel aus Kammer B außergewöhnlich schwer ist. Obwohl mit einer Schädelkapazität von 1540 cm³ eher einen mitteleuropäischen Durchschnittswert repräsentierend, bringt er insgesamt 1119 Gramm (Calvarium 1015 g, Unterkiefer 104 g) auf die Waage und liegt damit fast 400 (!) Gramm über dem in der Literatur angegebenen Mittelwert für deutsche Männerschädel (735 g). Dies sowie knöchern eingeengte Nervenaustritte im Bereich der Schädelbasis gaben Anlass zu einer röntgenologischen Untersuchung (Abb. 9) durch Prof. Dr. Dr. A. Beck, Klinikum Konstanz. Dabei trat sowohl im Röntgenbild als auch in der computertomographischen Darstellung eine auffällige Verdichtung und Verdickung des Knochens zutage, die den



9 Der Schädel von Johannes Brenz im Röntgenbild: a) von vorne (sog. anterior-posterior-Aufnahme); b) von der linken Seite.



10a Der Schädel von Johannes Brenz.
 10b Das 1584 in Öl gemalte Portrait von Johannes Brenz auf dem Epitaph der Stuttgarter Stiftskirche.
 10c Aus der Kombination von a) und b) entstandene „Superprojektion“ mit mehrfacher Übereinstimmung hinsichtlich bestimmter Fixpunkte, Formen und Proportionen.

Verdacht auf einen pathologischen Befund nahelegten, vielleicht eine Fluorose (übermäßige Fluor Aufnahme), eher eine Osteopetrose (sog. Marmorknochenkrankheit) oder aber eine chronische Bleivergiftung. Zudem konnten fehlende Stirnhöhlen, nur rudimentär ausgebildete Nasenneben- und Kieferhöhlen sowie lediglich gering gekammerte Warzenfortsätze festgestellt werden. Die fehlenden Hohlräume und Pneumatisierungen, die massive Verdichtung der Tabula externa und deutliche Verbreiterungen im Bereich der Schädelbasis, also allgemein übermäßige Anlagerungen von Knochenmaterial im Sinne einer Hyperostose lieferten dann entscheidende Anhaltspunkte zur Klärung des Gesamtbefundes.

Identifizierung von Johannes Brenz

Da in beiden Abteilen des Schreins je ein Schädel eines älteren Mannes und in Kammer A zudem postkraniale Skelettreste von mindestens drei Personen angetroffen wurden, und weiterhin bekannt ist, dass die Überreste von Johannes Brenz zusammen mit denjenigen eines katholischen Geistlichen deponiert wurden, stellte sich zwangsläufig die Frage, who is who? Dabei galt das Hauptaugenmerk zunächst den beiden Schädeln, die „unglücklicherweise“ sowohl nach dem Sterbealter, als auch hinsichtlich verschiedener Formmerkmale Ähnlichkeiten aufweisen. Eine zusätzliche Einschränkung ergab sich durch die Tatsache, dass das Obergesicht des Schädels aus Kammer A nicht erhalten ist und der mitgeführte Unterkiefer womöglich sogar von einem dritten Individuum stammt.

So konnte die in der Gerichtsmedizin zur Identifizierung unbekannter Skelettfunde häufiger ver-

wendete Methode der Superprojektion, die in jüngerer Zeit u. a. auch bei der Identifizierung von Josef Mengele erfolgreich war, nur mit dem Schädel aus Kammer B durchgeführt werden (Abb. 10). Bei dieser Methode wird die Aufnahme des Schädels in ein Foto des/der in Frage kommenden Vermissten projiziert und anhand verschiedener Passpunkte im Bereich der Augenhöhlen, Nase, Lippenpalte, Kinnregion u.s.w. auf Übereinstimmung oder Ausschluss geprüft. Als Vergleich steht in unserem Fall neben verschiedenen, eher weniger geeigneten Stichen mit dem Abbild des Reformators das Epitaph aus der Stiftskirche mit seinem Ölbild aus dem Jahre 1584 zur Verfügung. Dieses Bild wurde von dem „Modisten“ Jonathan Sautter aus Ulm nachweislich zwar erst 14 Jahre nach dem Tode von Johannes Brenz gemalt, es zeigt aber frappierender Weise so viele Übereinstimmungen mit dem Schädel aus Kammer B, dass man ihm quasi Fotoqualität bescheinigen kann. Man muss annehmen, dass eine bereits zu Lebzeiten des Reformators angefertigte Skizze, ein anderes Gemälde oder eine Totenmaske existiert haben.

An dem aus den vorliegenden Einzelbildern zusammengesetzten Superprojektionsbild (Abb. 10 c) lässt sich die Zuordnung des Schädels zu dem Portrait von Johannes Brenz problemlos nachvollziehen. Auch wenn der dargestellte Vollbart die Kinnpartie und den Unterkieferwinkel verdecken, scheinen sich in diesen Regionen anhand der gegebenen Proportionen keine Ausschlusskriterien zu verbergen. Die einzig nennenswerte Nichtpassung ergibt sich im Bereich der linken Ohröffnung, wobei diejenige des Schädels offenbar deutlich vor dem Weichteilohr des Portraits zu liegen kommt. Diese Diskrepanz ist jedoch damit zu

erklären, dass der Gesichtsanteil von Schädel B v.a. linksseitig zur Schädelbasis hin verdrückt ist (s. o.). Ohne diese postmortale Deformation würde der gesamte Hirnschädel, und damit die Gehörgangsöffnung, nach hinten rücken. Somit ist die Ansprache von Schädel B als von Johannes Brenz stammend sehr wahrscheinlich. Einen hundertprozentigen Nachweis könnte lediglich eine DNA-Analyse im Vergleich mit evtl. lebenden Nachkommen erbringen.

Als Konsequenz daraus muss der Schädel aus Kammer A wohl dem besagten Jesuitenpater Eusebius Reeb zugeschrieben werden, dessen Gebeine nachweislich im Jahre 1637, also fast 70 Jahre nach dem Tode von Johannes Brenz hinzugefügt wurden. Vielleicht ließ man seinen Gebeinen dabei weniger Sorgfalt angedeihen (?), was den Verlust seiner Gesichtspartie erklären könnte. Das würde aber bedeuten, dass die Durchführenden die beiden Schädel zuzuordnen wussten. In den Schriftquellen ist neben der erwähnten Umbettung im Jahre 1955 mindestens eine zweite aus dem Jahr 1908 belegt.

Eine Zuweisung der übrigen Skelettelemente zu einem der beiden wäre im Übrigen ebenso nur durch molekularbiologische Untersuchungen entsprechender Knochenproben bzw. durch eine Analyse der Erbsubstanz möglich.

Chemische Analysen

Nachdem der Verdacht geweckt war, Johannes Brenz könnte an einer chronischen Bleivergiftung gelitten haben, lag es nahe, chemische Analysen vorzunehmen, um weitere Hinweise für die Differentialdiagnose zu erhalten. Diese Analysen wurden unter Prof. Dr. Fritz Schweinsberg vom Chemischen Labor am Hygiene-Institut der Universität Tübingen durchgeführt. Dazu wurde zuerst eine Probe von wenigen Milligramm aus der Zahnwurzel des rechten unteren zweiten Prämolaren (nach der zahnärztlichen Nomenklatur der Zahn 45) entnommen. Die Messung ergab mit einem Bleigehalt von 410 mg/kg einen Wert, bei dem man zweifellos von einer starken Bleibelastung sprechen kann. Er liegt um das Zehnfache über den Werten, die bei Personen gemessen wurden, die beruflich mit Blei belastet sind! Der normale Bleigehalt beträgt ca. 20 mg/kg. Damit hatte sich der Anfangsverdacht zunächst erhärtet, es war jedoch von vornherein klar, dass Nachmessungen nötig wären, um diesen Wert zu bestätigen. Des weiteren war zu prüfen, ob einerseits das Dentin („Zahnbein“) durchgehend dieselbe Konzentration aufweist, und andererseits die Schmelzkappe als äußerste Schicht ähnliche oder womöglich noch höhere Anteile enthalten würde. Zudem wäre eine exogene Konta-

mination durch die seinerzeit verwendete Schutzfarbe (Mennige) oder das beim Verschließen der Blechkiste verwendete Lötzinn denkbar. Ein evtl. Bleieintrag während der Liegezeit müsste durch entsprechende Materialprüfungen bzw. Messungen an den knöchernen Anteilen des Schädels sowie den übrigen Skelettresten abgeklärt werden. Des weiteren kennen wir die Lagerungsbedingungen des Schädels nicht, denen er vor seiner Einbringung in den Schrein ausgesetzt war.

Nachmessungen des Bleigehaltes in Dentin, Zahnschmelz sowie kleinsten Knochenpartikeln, die bei der Präparation des Schädels angefallen waren, ergaben dann widersprüchliche Werte in den Größenordnungen von 8, 90 und 400 mg/kg. Danach war ebenfalls noch nicht zu entscheiden, ob und in welcher Größenordnung Johannes Brenz zu Lebzeiten Blei aufgenommen hatte, der Schädel bei seiner Lagerung im Schrein mit Blei kontaminiert wurde oder vielleicht beide Faktoren einander überlagerten.

Nachdem der zuständige Dekan der Stiftskirche, Hans-Peter Ehrlich, die Erlaubnis erteilt hatte, eine massive Knochenprobe direkt aus dem Schädel zu entnehmen, lagen die aus unterschiedlich tiefen Schichten eruierten Bleigehalte zwischen 65 und 310 mg/kg, wobei die Außenseite den mit Abstand höchsten Wert aufwies. Damit stand nun endgültig fest, dass zwar eine leicht erhöhte endogene Bleibelastung vorliegt, die Hauptmasse jedoch auf exogene einwirkende Faktoren zurückzuführen ist. Eine zwischenzeitlich an einem Zahn des Unterkiefers aus Kammer A durchgeführte Analyse ergab ebenfalls einen stark erhöhten Bleigehalt und bestätigte damit den vorwiegend postmortalen Eintrag während der Liegezeit.

Trotzdem scheint Johannes Brenz zu Lebzeiten gewisse Dosen von Blei aufgenommen zu haben. Dabei scheiden Kontakte im Rahmen gewerblicher Anwendungen (Arbeit in Blei- oder Zinkhütten, Verarbeitung bleihaltiger Farben, Herstellung von Kristallgläsern u.ä.) aufgrund seines Lebenslaufes mit einiger Sicherheit aus. Andere Gegebenheiten wären Bleirohre in der Trinkwasseranlage, die Verwendung von Keramiken mit bleihaltigen Glasuren als Essgeschirr oder die Benutzung bleihaltiger Salben und Kosmetika und nicht zuletzt die Verwendung von Bleiacetat (sog. „Bleizucker“, lösliches Salz der Essigsäure), zur geschmacklichen Aufbesserung des Weines. Gerade letzteres war im 16. und 17. Jahrhundert offensichtlich weit verbreitet. Noch im Jahr 1692 sah sich Württembergs Herzog Eberhard Ludwig sogar veranlasst, diese Praktik unter Todesstrafe zu stellen. Gesüßt wurde bis zum 17. Jahrhundert ausschließlich mit Honig, und den konnte sich nicht jeder leisten.

Über Nahrung, Trinkwasser oder Atemluft aufgenommenes Blei wird nur zum Teil resorbiert, an die roten Blutkörperchen gebunden, in bestimmten Organen angereichert und/oder im Knochen als Phosphat deponiert. Bei klinisch manifesten Vergiftungen wurden Gehalte von maximal 200 mg/kg festgestellt. Nach einem klinisch stummen Vorstadium zeigen sich bei einer chronischen Intoxikation ein schwarz-blauer bis schiefergrauer Saum am Zahnfleischrand (sog. „Bleisaum“), eine charakteristisch fahle, aschgraue Verfärbung der Gesichtshaut, Zustände wie Appetitlosigkeit, Reizbarkeit, Schwindel, Schwächegefühl in den Gliedern und Magen-Darmstörungen. Bei ausgeprägter Bleierkrankung („Saturnismus“) treten u. a. heftige und langanhaltende Schmerzzustände (sog. „Bleikoliken“), Lähmungserscheinungen an Armen und Beinen sowie Verwirrheitszustände, Gesichtszuckungen und Sehstörungen auf. Eine mögliche Spätfolge ist die Schrumpfniere.

Der Inhalt des Schreins

Die detaillierte Untersuchung der Skelettreste aus dem vor fast genau 45 Jahren verlöteten, dem Reformator Johannes Brenz und dem Jesuitenpater Eusebius Reeb zugeschriebenen Schrein aus der Stiftskirche in Stuttgart erbrachte eine Menge interessanter Teilergebnisse. So konnte der Schädel aus Kammer B mit der aus der forensischen Praxis übernommenen Methode der Superprojektion tatsächlich mit ziemlicher Sicherheit als derjenige von Johannes Brenz identifiziert werden. Bei einem Ausschluss hätte man davon ausgehen müssen, dass sein weniger gut erhaltenes Pendant aus Kammer A dem Reformator zuzuschreiben ist. Da der katholische Geistliche offenbar ähnlich alt geworden war, konnten auch die überlieferten Lebensdaten von Johannes Brenz (geb. Weil der Stadt 24. 06. 1499, gest. Stuttgart 11. 09. 1570) und damit das bekannte Sterbealter von Brenz in diesem Fall nicht weiterhelfen.

Der radiologisch festgestellte Krankheitsbefund, das massive hyperostotische Wachstum, ist dem seltenen sog. Morbus Paget zuzuschreiben. Die dafür charakteristischen Symptome wie Schwerhörigkeit, starke Einschränkungen des Seh- und Gehvermögens sind tatsächlich von Johannes Brenz überliefert. Gegen Ende seines Lebens musste er sogar getragen werden.

Eine differentialdiagnostisch ebenfalls in Frage kommende chronische Bleivergiftung konnte auf analytischem Wege ausgeschlossen werden. Zudem fehlt die für diesen Befund im Röntgenbild charakteristische Bleiliniensbildung.

Die vorgefundenen Knochenreste stammen alles in allem von mindestens vier, vielleicht fünf oder

sogar noch mehr Personen. Die Knochen von Rind, Schwein und Schaf/Ziege sind aber mit Sicherheit zufällig mit in den Schrein gelangt. Ein derartiges Gemenge ist jedoch kein Einzelfall, sondern auch aus anderen Reliquienbehältern nachgewiesen worden, deren Inhalt ausgesuchten kirchlichen Persönlichkeiten zugeschrieben werden. Von besonderer Bedeutung könnten in diesem Kontext möglicherweise die beiden perforierten Stücke sein. Die besagten Knochen waren mit Sicherheit an einem anderen Ort fixiert (evtl. auch zur Schau gestellt), bevor sie in den vorliegenden Behälter gelangten.

Die übrigen Funde

Im Rahmen der anthropologischen Bearbeitung der im Herbst 2000 in der Stiftskirche geborgenen und dokumentierten menschlichen Skelettreste rückten zudem drei weitere Befunde ins Blickfeld, deren Untersuchung ebenfalls noch nicht abgeschlossen ist. Sie seien hier ihrem Bearbeitungsstand entsprechend kurz angesprochen.

1) Befund Nr. 147, Grab 8

Das in Schnitt 4 inmitten der ehemaligen Apsis angetroffene Steinkammergrab war durch Baggarbeiten im Bereich der Beine stark gestört worden. Dabei wurden der linke Oberschenkel knapp unterhalb des Hüftgelenks und der rechte etwa in seiner Mitte abgetrennt, die untere Hälfte des rechten Unterschenkels und beide Füße verblieben noch in Fundlage. Dementsprechend sind auch von der Hüfte abwärts nur spärliche Knochenreste erhalten geblieben. Der Gesichtsschädel, das Brustbein, zahlreiche Hand- und Fußknochen sowie große Teile beider Schulterblätter und des gesamten Beckengürtels haben ebenfalls nicht überdauert. Das Knochenmaterial insgesamt war bereits in Fundlage äußerst stark fragmentiert und von unzähligen Haarrissen durchzogen. Demzufolge konnten verschiedene wichtige Maßstrecken und Formmerkmale nur in situ erfasst werden. Das Skelett wurde in gestreckter Rückenlage angetroffen, der Schädel war nach hinten gekippt und lag mit dem Scheitel nach unten, die Arme mehr oder weniger parallel zur Körperlängsachse. Der rechte Unterarm lag über der rechten Beckenschaufel, der linke unter der linken Beckenhälfte.

Der Hirnschädel ist auffallend dünnwandig (im Mittel nur 3–4 mm) und postmortal deformiert. Er ist länglich ovoid geformt und weist ein deutlich ausladendes Hinterhaupt auf, beides eher ungewöhnlich im Vergleich zu anderen hoch/spätmittelalterlichen Skelettresten. Das postkra-

niale Material dokumentiert eine grazile, schlanke Person mit einer Körperhöhe von ca. 1,65 m. Der rechte Oberarmknochen ist deutlich kräftiger als der linke, die Beinknochen sind zwar nicht zu beurteilen, doch weist alles auf ausgeprägte Rechtshändigkeit hin. Anhand der Formmerkmale des Beckens und Schädels lässt sich auf männliches Geschlecht schließen. Die Merkmale, die zur Altersbestimmung herangezogen werden können, divergieren allerdings recht stark. Die geringe Abnutzung der Zähne, der Verwachsungszustand der Epi- und Apophysen sowie lediglich minimale degenerative Veränderungen im Bereich der Wirbelsäule und Gelenke sprechen für ein Sterbealter von etwa 30 (bis maximal 40) Jahren, der Nahtverschluss ist dagegen in einzelnen Partien atypischerweise stark fortgeschritten. Vielleicht liegt bei diesem Mann eine genetisch bedingte frühzeitige Verknöcherung der Schädelnähte vor, was u.U. auch seine abweichende Schädelform erklären könnte?

Zwei Backenzähne des Unterkiefers sind bereits zu Lebzeiten ausgefallen, ein anderer ist nurmehr als Ruine erhalten, er weist zudem einen Wurzelabszess auf. Drei weitere Zähne zeigen kariöse Defekte in schwächeren Stadien, das gesamte Gebiss Parodontose und Zahnstein. Der linke untere Eckzahn ist leicht gedreht, die Frontzähne leicht gegeneinander verschoben, geringe Schmelzhyposplasien gehen auf Entwicklungsstörungen im Kindesalter zurück.

2) Befund Nr. 149, Grab 9

Das in unmittelbarer Nachbarschaft von Grab 8 angetroffene, ebenfalls gestörte Grab 9 ließ aufgrund abweichender Orientierung und eines stark korrodierten, langen Eisenmessers auf eine deutlich frühere Datierung schließen. Die Knochenreste sind noch schlechter erhalten als im vorgenannten Befund und äußerst fragil. Um Überreste evtl. vorhandener weiterer Beigaben nicht zu gefährden, waren in situ lediglich Teile des Schädels, die Bereiche beider Oberarmknochen und ein Stück des linken Oberschenkelknochens freigelegt worden. Man entschloss sich zur Blockbergung, wobei der rechte Humerus für eine spätere C14-Datierung vorher entnommen wurde, um eine chemische Kontamination in diesem Zusammenhang zu vermeiden. Nach einer ersten Begutachtung des vorab geborgenen Oberarmknochens ließ er sich zunächst nur grob einem Kind der Altersstufe „infans II“ (7–14 Jahre) zuordnen. Der Block wurde dann geröntgt und anschließend in der Restaurierungswerkstatt des Landesdenkmalamtes weiter präpariert. Danach gab sich ein fast zur Gänze gestörtes Skelett zu erkennen, bei dem allenfalls noch der linke

Unterschenkel in ursprünglicher Lage im anatomischen Verband anzutreffen war. Der Schädel war nach hinten gekippt und lag mit dem Mittelscheitel nach unten, Unterarm- und Beinknochen lagen durcheinander und die Beckenregion zur Seite hin verschoben. Aufgrund des Zahnbefundes ist ein tatsächliches Sterbealter von ca. sechs Jahren anzunehmen. Nachdem die Größenentwicklung der Extremitätenknochen bereits einem etwa Achtjährigen entspricht, der Zahnwechsel jedoch stärker genetisch fixiert ist, ergibt sich aus dieser Diskrepanz ein deutlicher Hinweis in Richtung männliches Geschlecht. Die Zahngröße tendiert ebenso eher zu einem Knaben als zu einem Mädchen, was letztlich durch den zusätzlichen Fund eines Klapp-(Rasier)messers bestätigt scheint. Somit steht dieses Grab in einer Reihe mit den bisher seltenen frühmittelalterlichen Knabengräbern, die bereits Utensilien des Erwachsenenlebens enthalten. Man darf daraus mit einiger Wahrscheinlichkeit auf eine gehobene soziale Stellung der Familie schließen.

3) Befund Nr. 107, Grab 7

Das in gestreckter Rückenlage in einer Gruft südöstlich der vorgenannten Gräber angetroffene Skelett ist wahrscheinlich der zweiten Bauphase zuzuordnen. Es lag bei seiner Auffindung im anatomischen Verband. Die Beine ragen unter ein neuzeitliches Fundament und konnten lediglich bis zur Hälfte der Oberschenkelknochen geborgen werden. Die Unterarme lagen parallel zueinander über der Bauchregion.

Die Skelettreste stammen von einem über 1,80 m großen, kräftigen Mann von ca. 60 Jahren (oder älter). Sein Kehlkopfknorpel ist verknöchert, sein Gebiss komplett erhalten, es zeigt Zahnstein und Anzeichen von Parodontitis. Die Zahnkronen sind nur geringgradig abgenutzt. Vier Zähne sind kariös, einer davon weist zudem einen Wurzelabszess auf. Zusammen mit lediglich schwach ausgeprägten Degenerationserscheinungen ergibt sich eindeutig die Zuordnung zu einer höheren Sozialschicht.

Direkt über diesem Skelett lag ein mehr oder weniger komplettes Becken (Kreuzbein und beide Beckenhälften) inklusive der untersten beiden Lendenwirbel und des oberen Gelenkendes des zugehörigen linken Oberschenkelknochens, die geradezu klassisch weibliche Formen erkennen lassen. Sie dürften einer sehr grazilen, muren oder älteren Frau zuzuschreiben sein. Markante geburtstraumatische Veränderungen belegen zudem, dass sie zumindest eine, wahrscheinlich eher mehrere Geburten hinter sich hatte.

Im Erdreich neben dieser Grablege im selben Schnitt fanden sich Knochenreste von mehreren

Kindern, die allerdings noch nicht näher untersucht sind. Eines davon dürfte im Alter von ca. vier Jahren verstorben sein.

Danksagung

Ich danke Frau Dr. Elisabeth Stephan, LDA, Arbeitsstelle Konstanz, Osteologie, für die Bestimmung der tierischen Skelettreste.

Herrn Prof. Dr. Dr. Andreas Beck und seinem Team vom Institut für Röntgendiagnostik und Nuklearmedizin, Klinikum Konstanz, sei an dieser Stelle für ihre Kooperation und Hilfsbereitschaft herzlich gedankt. Ich danke Herrn Prof. Dr. Fritz Schweinsberg und seinem Laborleiter, Herrn Ernst Schweizer vom Chemischen Labor des Hygiene-Instituts der Universität Tübingen, herzlich für ihr Interesse an diesem Fall und die prompt durchgeführten Analysen. Nach mündlicher Mitteilung von Herrn Prof. Schweinsberg vom 15. 02. 2001 ist die Mennige-Farbe auf dem zur Ummantelung des Schreins verwendeten Blech tatsächlich stark bleihaltig.

Durch freundliche Vermittlung von Herrn Dipl.-Ing. Ludger Schmidt, Steinenbronn, steht eine Farbproduktion des 1584 entstandenen Ölbildes von Johannes Brenz zur Verfügung. Demnach erscheint die Gesichtsfarbe des Reformators leicht blass, aber natürlich. Es hätte dies ohnehin nur ein schwaches Indiz hinsichtlich des äußeren Erscheinungsbildes von Johannes Brenz sein können, da Portraitmaler ihre Kli-

enten in der Regel geschönt wiedergaben bzw. sich die Farben des Bildes über mehr als 400 Jahre stark verändert haben könnten.

Literatur:

A. Beck: Röntgenstrahlen in der Archäologie. Bildgebende Verfahren bei der archäologischen Diagnostik. Konstanz 1996.

D. Leopold: Personenerkennung durch Superprojektion. In: H. Hunger / D. Leopold: Identifikation. Berlin-Heidelberg-New York 1978, S. 263–286.

H. Marquardt / S. G. Schäfer (Hrsg.): Lehrbuch der Toxikologie. Stuttgart 1994, S. 762.

R. Martin: Lehrbuch der Anthropologie in systematischer Darstellung. Bd. 2. Kraniologie, Osteologie. Jena 1928.

B. Mueller 1975 (Hrsg.): Gerichtliche Medizin. Teil 2: Toxikologie, Sexualpathologie, Forensische Gynäkologie, Vaterschaft. Berlin-Heidelberg-New York 1975, S. 814 ff.

O. Prokop: Forensische Medizin. Berlin 1966.

Dr. Joachim Wahl

LDA · Archäologische Denkmalpflege
Osteologie
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz

Kelter und Zehntscheuer in Denkendorf Zum Abschluss ihrer Renovierung

Die beiden Gebäude stehen als Bestandteile des ehemaligen Wirtschaftshofes von Kloster Denkendorf (Kreis Esslingen) am Fuß des Klosterberges. Dieser sog. Maierhof war bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts in die Klosterummauerung einbezogen. Die Anlage, welche im Kieser'schen Forstlagerbuch als Geviert deutlich erkennbar abgebildet ist, ist trotz Veränderungen noch ablesbar. In der Zehntscheuer wurde der erste Teil der Eröffnungsveranstaltung zum Tag des offenen Denkmals am 8. 9. 2001 durchgeführt.

Sabine Weyrauch



Kelter

Die Kelter dokumentiert mit ihrem Fachwerk-, Bruchstein- und Backsteinmauerwerk verschiedene Umbauten im Zusammenhang mit wechselnder Nutzung. Sie wurde 1713 als Kelter erbaut und enthielt drei Kelterbäume. Allerdings wurde der Weinbau in Denkendorf bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufgegeben. Das Gebäude ist somit einer der letzten Zeugen für den früheren Weinbau in Denkendorf.

Die Dachkonstruktion, ein Walmdach, ist teilweise als Hängewerk ausgebildet. Diese Konstruktion

hat einen weitgehend stützenfreien Raum ermöglicht, was ja für die Nutzung als Kelter von Vorteil war – aber auch für die heutige Nutzung. Ab ca. 1800 diente das Gebäude als Holzmagazin. Mitte des 19. Jahrhunderts erwarb es die Gemeinde und baute einen Farrenstall ein. Nach Wegfall der Farrenstallnutzung stand das Gebäude weitgehend ungenutzt. Immerhin wurde die Dachdeckung 1983 erneuert. 1990 wurden Bauaufnahme und bauhistorische Untersuchung in Auftrag gegeben. Deren Ergebnis schließt mit folgendem Fazit: „Mit ihrer eigenartigen Konstruktion am Nordwalm ist die Kelter Beispiel einer

1 Denkendorf, Blick auf die Kelter (Abschluss der Sanierung 1995) im ehemaligen Wirtschaftshof und auf die Klosterkirche.





2 Die Zehntscheuer im Wirtschaftshof wurde zwischen 1998 und 2001 saniert.

meisterlichen Zimmermannskunst und kann ohne Zweifel als ausgesprochene Rarität im mittleren Neckarraum angesprochen werden.“ Diese positive Bewertung des Gebäudes war u. a. für die Gemeinde der Auslöser, eine behutsame Sanierung des Gebäudes anzugehen. Der gleichzeitig bestehende Raumbedarf für Vereinsfeste und Ähnliches kam diesem Vorhaben entgegen. Die Finanzierung konnte mit Zuschüssen aus Mitteln von Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Sanierungsprogramm und Denkmalstiftung Baden-Württemberg sichergestellt werden. Bei der Sanierung wurde Wert darauf gelegt, den zuletzt angetroffenen Zustand mit allen seinen Umbauphasen weitgehend ablesbar zu erhalten. So wurden z. B. die Backsteinaußenwände mit den charakteristischen Stallfenstern, versehen mit einem Sanierputz, belassen.



3 Zehntscheuer, Schadensbild des südwestlichen Dachstocks mit gebrochenem Stuhlrähm, 1996.

Zehntscheuer

Die Zehntscheuer, dendrochronologisch 1533 datiert, ist mit einer Breite von 14 m und einer Länge von 41 m sowie vier Tennen ein ausgesprochen stattlicher Bau. Mit ihrem konstruktiven Aufbau gehört sie zu den selten gewordenen, spätmittelalterlichen Holzbauwerken. Besonders bemerkenswert ist die Gliederung in zwei Schiffe und neun Zonen (ursprünglich sogar zwölf!).

Das Gebäude weist in hohem Umfang Originalsubstanz auf. Es fasziniert durch seine hervorragende Zimmermannskonstruktion: Die Abzimmerung des Dachstuhls enthält noch mittelalterliche Verblattungen und zeigt in den Bundachsen teilweise aber auch schon die neuzeitliche Konstruktion mit Verzapfungen.

Die Zehntscheuer des Maierhofs ist neben der Scheune im Klosterhof das älteste erhaltene Ökonomiegebäude des Klosters in Denkendorf. Durch seinen Standort dokumentiert das Gebäude auch heute noch in eindrucksvoller Weise die ehemalige Verwaltungs- und wirtschaftliche Einheit mit dem Kloster.

Erfreulicherweise konnte auch für die dem Verfall schon fast preisgegebene, vom Abbruch bedrohte Zehntscheuer eine Möglichkeit der Instandsetzung und Nutzung gefunden werden. Dies dank des besonderen Engagements der Gemeinde Denkendorf.



4 Die Zehntscheuer nach ihrer Renovierung mit repariertem Tragwerk und neuem Ziegelbelag.

Das Gebäude befand sich bis vor wenigen Jahren in der Hand von fast 30 Eigentümern mit z. T. winzigen Eigentumsanteilen. Mehrfache Versuche über Jahre hinweg, alle Eigentümer zu einer gemeinsam getragenen Sicherungs-, viel weniger einer Sanierungsmaßnahme, zu bewegen, waren gescheitert. Eine Lösung des Problems zeichnete sich erst in dem Moment ab, als sich die Bereitschaft ergab, die Scheune zunächst zu drei Vierteln und schließlich insgesamt an die Gemeinde zu übertragen.

In drei Abschnitten konnte die Sanierung endlich und mit glücklichem Ausgang durchgeführt werden. Die ersten beiden Bauabschnitte, welche ohne „hochprozentige“ Förderung durch das Landesdenkmalamt und die Denkmalstiftung überhaupt nicht realisierbar gewesen wären, hatten zum Ziel, das Gebäude wieder standsicher zu machen: Instandsetzung des Tragwerkes, Sichern des Sockelmauerwerkes, Erneuern der Dachhaut.

Damit eine Nutzung in diesem Stadium bereits möglich war, begnügte man sich für den Gehbelag zunächst mit einem Splittboden. Im dritten Bauabschnitt wurden ergänzende Reparaturmaßnahmen an der Nordfassade durchgeführt; außerdem wurde der Splittbelag durch einen trittfesten Ziegelbelag ersetzt.

Bei beiden Gebäuden – Zehntscheuer wie Kelter – wurde auf kostenintensive Einbauten wie Heizung oder Lüftung u.ä. verzichtet. Der Originalbestand blieb weitestmöglich bewahrt. Bei beiden Gebäuden bleiben die Innenräume mit ihren eindrucksvollen Konstruktionen zur Gänze erlebbar.

Dr. Sabine Weyrauch

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege

Mörikestraße 12

70178 Stuttgart



Schloss Köngen

Eine Zwischenbilanz

Schloss Köngen liegt am westlichen Ortsrand von Köngen (Kreis Esslingen) mitten im weiten ehemaligen Schlosspark. Das Schloss wies wegen nicht adäquater Nutzung und lang fehlendem Unterhalt schwere Bauschäden auf. Nach dem Übergang der Anlage an die Gemeinde wurden im ersten Bauabschnitt zwischen 1995 und 2000 die nutzungsneutrale Instandsetzung mit statischer Sicherung und die Außenrenovierung durchgeführt. Im Schlossareal fand der zweite Teil der Eröffnungsveranstaltung zum Tag des offenen Denkmals am 8. 9. 2001 statt. Der Text entspricht dem an der Eröffnungsveranstaltung gehaltenen Vortrag.

Barbara Baum

Im und am Schloss Köngen hat sich über die Jahrhunderte, trotz etlicher Veränderungen, historische Bausubstanz erhalten, die wegen ihrer geschichtlichen Aussagekraft und ihrer Ausstattung eine hohe Wertschätzung verdient.

Um dem gerecht zu werden, hat die Gemeinde Köngen bereits 1987, vier Jahre vor dem Erwerb des Schlosses, eine bauhistorische Untersuchung in Auftrag gegeben. Da damals Teilbereiche des Gebäudes noch genutzt wurden und daher für eingehendere Untersuchungen nicht zur Verfügung standen, musste sie später durch eine zweite Untersuchung ergänzt werden. Weitere wichtige Aufschlüsse über den Bau ergaben die baubegleitend außen und innen durchgeführten restauratorischen Untersuchungen der Schich-

tungen an Wand- und Deckenoberflächen, anhand derer frühere Gestaltungskonzepte und Bauzustände nachvollziehbar werden.

Die besonders qualitätvolle hölzerne Innenausstattung war Gegenstand einer eigenen historischen und fachtechnischen Untersuchung. Die Ergebnisse und Erkenntnisse dieser Voruntersuchungen stellen für die Denkmalpflege, und nicht nur für diese, die wesentliche und unverzichtbare Grundlage für die seither ausgeführten Arbeiten und die dazu notwendigen Beurteilungen und Entscheidungen dar.

Wie wir aus Archivalien und aus den jüngeren, vor Ort gewonnenen Beobachtungen und Berichten wissen, lässt sich die Baugeschichte des Schlosses am heutigen Gebäude bis in die Zeit der mittel-



1 Schloss Köngen
nach Abschluss der Außen-
renovierung, 2000.

terlichen Wasserburg zurückverfolgen, die an dieser Stelle einmal stand. Diese Wasserburg haben wir uns als Dreiflügelanlage in Rechteckform vorzustellen, mit einem nach Osten gerichteten Hof, der durch eine Mauer geschlossen war.

Der Geschichts- und Kulturverein Köngen hat in der ehemaligen Schlosskapelle eine Ausstellung mit Tafeln zur Geschichte des Schlosses aufgebaut, bei deren Betrachtung die geschilderten baulichen Veränderungen anhand von Abbildungen nachvollziehbar werden.

Der Ort Köngen und die damalige Wasserburg waren im späten 14. Jahrhundert durch Heirat in den Besitz der Thumb von Neuburg gekommen, die diese Herrschaft über gut 350 Jahre behielten. Durch dendrochronologische Datierung der Bauhölzer ist nachgewiesen, dass die in Fachwerkbauweise errichteten Wände und der Dachstuhl der heutigen Gebäude 1539 abgezimmert und verbaut wurden.

Es ist davon auszugehen, dass die massiven Außenwände, die im Fundament- und Erdgeschossbereich und an der Außenseite des Westflügels sogar bis zum 2. Obergeschoss erhalten sind, von dem Vorgängerbau, der Wasserburg, stammen. Das Renaissanceschloss des 16. Jahrhunderts war immer noch eine geschlossene Anlage innerhalb der mittelalterlichen Zwingeranlage, mit Rundtürmen an den Ecken. Das Schloss selbst bildete ein regelmäßiges Geviert aus drei Wohnflügeln und nach Osten, zum Ort hin, einem schmalen, nur gangbreiten Baukörper, ähnlich einer Schildmauer.

Die Grundrisse wiesen Flure entlang des Innenhofes auf, von denen aus die über die Außenwände des Gevierts belichteten Räume erschlossen wurden. Die auf den massiven Bauteilen aufsitzenen Stockwerksfassaden haben wir uns als Sichtfachwerk vorzustellen. Die später, erst im 19. Jahrhundert, abgebrochenen Gebäudeflügel waren genauso hoch wie die bestehenden; der abgegangene Südflügel war fast genauso breit wie der erhaltene Nordflügel.

Neben dem Dachstuhl und etlichen Innenwänden ist aus dieser Erbauungszeit weitgehend unverändert vor allem die obere hofseitige Außenwand des Westflügels erhalten. Im 2. Obergeschoss weist diese eine von den anderen Fassaden abweichende Fensteranordnung mit vergleichsweise kleinen Zwillingsfenstern auf.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde die erdgeschossige große Halle des Westflügels durch neu eingezogene Gewölbe und Absenkung des Bodenniveaus in ein Keller- und ein Zwischengeschoss unterteilt.

Im 16. Jahrhundert entstand auch die prachtvolle hölzerne Ausstattung des so genannten Rittersaals. Dieser relativ große Raum befindet sich im



1. Obergeschoss des Nordflügels, an der Stirnseite, zum Ort orientiert. Die Ausstattung besteht aus einer weitgehend vollständig erhaltenen Täferwand, aufwändigen, furnierten Türumrahmungen mit kassettierten Türblättern und einer Felderdecke mit Unterzug und Mittelstütze.

Die heute sichtbare Bemalung der Täfer zeigt, neben einer ganzfigurigen Darstellung von Sultan Süleyman dem Prächtigen, Bildnisse von römischen und deutschen Kaisern mit zugehörigen Sinnsprüchen. Beobachtungen und restauratorische Untersuchungen zeigen und belegen, dass sich darunter eine ältere Fassung mit kämpfenden Einhörnern und Blattornamenten befindet.

Die Herrscherbildnisse wurden vermutlich im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts ausgeführt. Die Herren Thumb von Neuburg engagierten sich seinerzeit besonders für die Angelegenheiten der Reichsritter, deren Stand und Stellung samt Abgabeverpflichtungen im gesamten 16. Jahrhundert Gegenstand von Verhandlungen waren.

Mit dem Bildprogramm konnten sowohl die Kaisertroue der Auftraggeber als auch ihr eigenes Standesbewusstsein als freie Reichsritter, die eine wichtige Rolle bei der Bekämpfung der Türken spielten, zum Ausdruck gebracht werden. Die im Original überlieferte hochwertige Bildausstattung verdeutlicht unserer Interpretation nach den damaligen Anspruch der Schlossherren nach neuzeitlicher Repräsentation und politischer Identität. Er kann somit als Repräsentationsraum in doppelter Hinsicht bezeichnet werden.

1666 wird erst das so genannte Vordere Schloss an das Haus Württemberg verkauft, das war der früher vorhandene Südflügel mit dem Haupteingang und einem östlichen Anbau, und 1739 das Hintere Schloss, womit die heute noch bestehenden Flügel gemeint sind. Um 1725 zeichnet der Kögener Pfarrer Daniel Pfisterer in seiner Chronik zwei Ansichten vom Schloss, die zeigen, dass

2 Der Zustand des Gebäudes 1988.

Est domus haec domus fluctus For-
mice marinos
Ebion et totum Testudo perambulat
Orbem.

Das hintere Baron Hünißers Schloss zu Köngen.

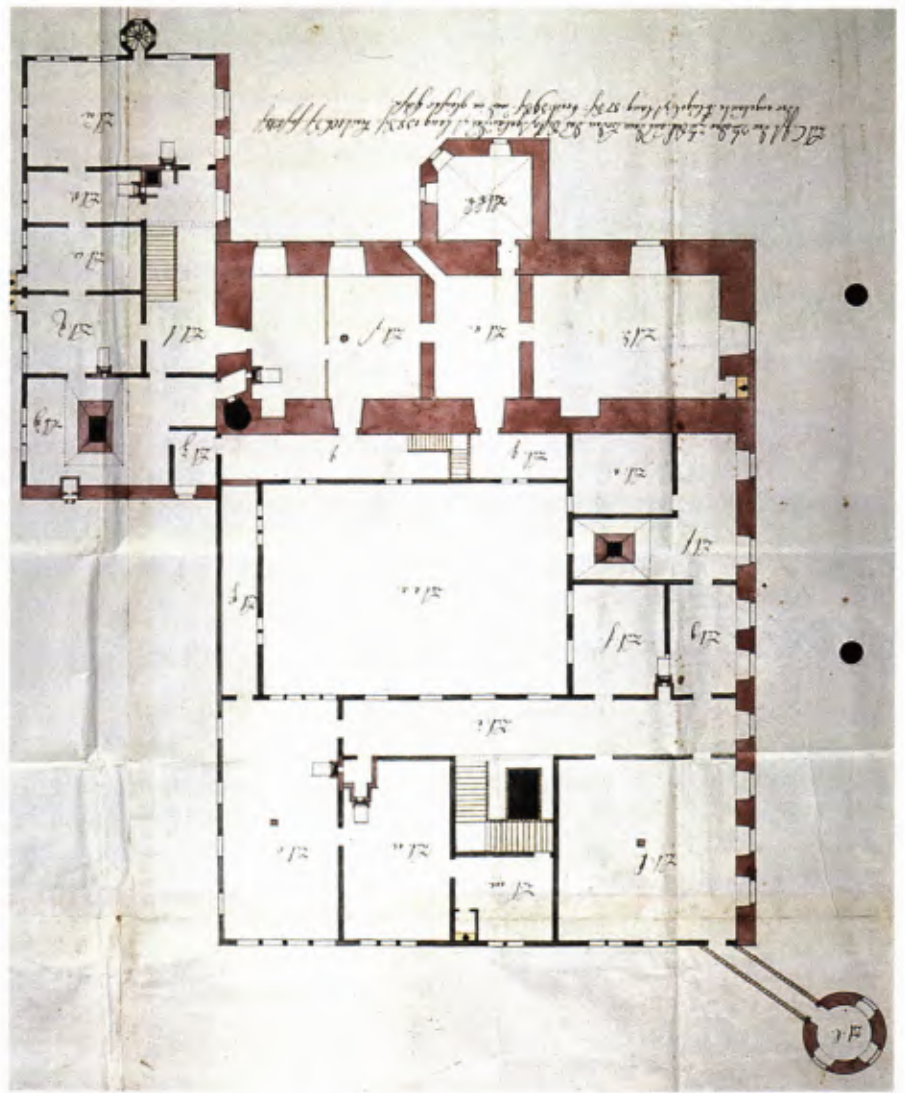
Das Hünißers Erb Marschalls
Wappen.



Das ist das ander Schloss; mit einem Wassergraben.
Mit Thurn und Mäusen rings umschlossen und verwahrt.
Darin die beide Obst und Küchengärten haben
Mit Blumen Ländern von der allerbesten art.
Es springen Brunnen da; Es hat die schönsten Gänge,
Spalier und Galerio umbden Wassersezer drin.
In Höfen sind viel Häu und Ställe nach der Länge
Vor Hüner Vieh und Pferde in ihrer Ordnung hin.

Das Vorder ist ihres Kauff an Württemberg erbetomen,
und wird von einer Frau von Kallent Sal bewohnt;
Das Vinder hat noes nie ein andern eingewinen,
als ihre Schwester und Herrn von deren grund.
Die woll Gott also fort erhalten und vermehren,
und lassen Ihr geseldest Niemalen weiter gehn,
Dap Er im Seggen bleib und allen hohen Ehren,
Do lang ein Mauer stein bleibt auf dem andern stehn.

3 Ansicht des Hinteren Schlosses in Köngen, des heutigen Baues, Beginn 18. Jh. Aus: Barockes Welttheater. Ein Buch von Menschen, Tieren, Blumen, Gewächsen und allerlei Einfällen. Geschrieben und gemalt von M. Daniel Pfisterer, Pfarrer zu Köngen, begonnen im Jahre 1716. Hrsg. Württembergisches Landesmuseum Stuttgart und Geschichts- und Kulturverein Köngen, Stuttgart 1996, Band 1, S. 247 u. 248.



4 Hinteres Schloss, Grundriss 1. OG. Gezeichnet von Werkmeister T. Jacobi aus Balingen, 1792. Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 259 Bü 221.

zwar die Nordfassade bereits flächig verputzt war, dass aber das Gesamterscheinungsbild des Gebäudekomplexes noch deutlich von der Renaissancezeit geprägt war. Von 1792 existieren im Hauptstaatsarchiv großformatige, farbige Aufmaßzeichnungen der damals bestehenden Grundrisse mit Eintragung der Nutzung der einzelnen Räume. Sie geben ein anschauliches Bild des damaligen Bauzustandes. Der Zwinger ist noch erhalten, die Rundtürme aber nicht mehr vollzählig. Durch aktuelle archäologische Sondagen wurden die erhaltenen Grundmauern der abgegangenen Gebäudeteile erkundet. Die Plandarstellung von 1792 hat sich dabei als im allgemeinen zutreffend erwiesen. Bei der Gestaltung der Außenanlagen ist der Verlauf der den Hof begrenzenden abgegangenen Gebäudeflügel durch Pflasterstreifen im Bodenbelag dokumentiert worden.

Tiefgreifendere Veränderungen sind erst wieder für das 19. Jahrhundert belegt. 1825 erwarb Jakob Friedrich Weishaar das Anwesen. Er war Jurist und Abgeordneter, Kammerpräsident und zeitweilig auch Minister. Er ließ in den Folgejahren das Vordere Schloss, also die südlichen und östlichen Bauteile abbrechen, den Wassergraben mit der Zwingeranlage eiebnen und die verbliebenen beiden Gebäudeflügel zu Wohnzwecken modernisieren. Die Dächer der nun winkelförmigen Zweiflügelanlage wurden an beiden Giebelseiten abgewalmt, und um das Schloss entstand ein romantischer Landschaftsgarten.

Neben einer neuen Haupttreppe, die am alten Standort eingefügt wurde, sind einige neue Raumaufteilungen und Raumausstattungen mit Stuckierungen in dieser Zeit entstanden. Hier ist vor allem der „Weiße Saal“ im 2. Obergeschoss zu nennen, der auch mit biedermeierlichen Wandgemälden versehen wurde. Sie zeigen idealisierte Szenen aus dem ländlichen Leben.

1832 wurden alle Außenwände vollflächig verputzt, nachdem die Fensteranordnung in vielen Bereichen zu der heute vorhandenen regelmäßigen und axialen Gliederung umgebaut worden war. Diese, das äußere Erscheinungsbild umfassend verändernde Maßnahme ist der Grund, weshalb bei der bereits ausgeführten Außeninstandsetzung nicht auf ältere Gestaltungen zurückgegriffen wurde, sondern die Fassung von 1832, die in spätbarocker Formsprache gehalten ist, erhalten und genau nach Befund ergänzt wurde.

Das Schloss diente im 20. Jahrhundert mehreren Zwecken. Um 1900 wohnten und arbeiteten ei-



5 Ritteraal im 1. OG mit bemalter Täferwand, Beginn 17. Jh.: Herrscherbildnisse und Sinnsprüche. Zustand 1988.



nige Maler im Schloss. 1920 entstand hier eine Jugendherberge, in der sich der aus Schülerbibelkreisen und der Idee des Wandervogels hervorgegangene „Bund der Köngener“ gründete. Nach dem 2. Weltkrieg wurden dringend benötigte Wohnräume im Schloss eingerichtet. Da in der Folge kaum Bauunterhalt geleistet wurde, litt die Bausubstanz mit der Zeit so unter der Vernachlässigung, dass Hilfe dringend not tat.

Die intensiven Bemühungen der Gemeinde Köngen und ihres Bürgermeisters Hans Weil um die Erhaltung und Sanierung des Schlosses sind bei uns seit den frühen 1980er Jahren aktenkundig. 1991 kaufte die Gemeinde schließlich das Schloss. Vier Jahre später, nach dem Auszug der letzten Bewohner, konnte mit den Sanierungsarbeiten begonnen werden.

Es sollten zunächst nur Sicherungen durchgeführt werden, an den Fundamenten, an einzelnen Stützen und Decken und zur Abdichtung der Dachhaut. Zug um Zug, mit jeder näheren Betrachtung der zu sichernden Substanz, zeigten sich dabei neue Schäden, die zu beheben waren. Der Umfang der zu treffenden Maßnahmen vergrößerte sich zusehends. Es konnte aber die Dachdeckung nicht gerichtet werden, wenn die darunter liegende Holzkonstruktion, die durch langfristige Feuchteinwirkung stark geschädigt war, wie hier z. B. am Kehlsparren und an der Traufe über dem Haupteingang, marode blieb.

Noch schlimmer waren die Ergebnisse der Prüfung der Statik. Hier wurde schon bald von der Entdeckung des „Köngener Systems“ gespro-

chen, womit die Tatsache benannt wurde, dass in diesem Schloss kaum eine Tragwand oder Stütze ordentlich über der anderen steht. Das System zur Lastabtragung war erst zu klären und dann grundlegend zu ordnen, angepasst an die Rahmenbedingungen, die durch die inhomogene, aber wertvolle historische Bausubstanz gegeben sind und immer unter der Forderung, möglichst viel davon zu erhalten.

Wenn zur Sicherung und Instandsetzung eines Gebäudes so tief und umfangreich in die historische Substanz eingegriffen werden muss, wie bei dem Köngener Schloss, lässt sich das denkmalpflegerische Ziel der Erhaltung jeder denkmalwichtigen Substanz und Oberfläche leider nicht mehr in idealer Weise und vollständig verwirklichen. Der ersatzweisen Dokumentation der historischen Konstruktion und vor allem der Oberflächen in ihrer Schichtung und Vielfältigkeit kommt dabei, aufgrund der unabwendbaren Verluste, verstärkte Bedeutung zu.

Die notwendigen Verstärkungs- und Stützmaßnahmen wurden weitestgehend in der Ebene der Primärkonstruktion untergebracht, sozusagen versteckt, da in diesem Gebäude die Erhaltung und Gestaltung der Oberflächen eine sehr große Rolle spielt. Der Einsatz additiver, später sichtbarer, neuer Konstruktionselemente war deshalb nicht vorstellbar. So ist im Haus, der geringeren Querschnitte wegen, viel Stahl verbaut worden, und es waren statt der Zimmerleute zeitweise eher die Metallbauer gefragt.

Nach den umfangreichen Sicherungs- und Instandsetzungsarbeiten und der Fertigstellung der Fassaden und Außenanlagen wird die Konservierung und Restaurierung der Raumschale des Rittersaals nach denkmalpflegerischer Zielsetzung den nächsten Bauabschnitt bilden. Zusammen mit den notwendigsten Nebenräumen wird dann das Glanzstück der Renaissance-Innenausstattung den ersten nutzbaren Bereich im Gebäude darstellen. Aus den Berichten der ehemals zuständigen Kollegin und den Akten zu dieser Maßnahme ist ersichtlich, dass die bisherigen Arbeiten am Köngener Schloss in stets guter Zusammenarbeit von allen Beteiligten durchgeführt worden sind. Es ist gründlich und nachvollziehbar gearbeitet worden. Gemeinsam wurde nach den sachlich und fachlich besten Lösungen für die anstehenden Probleme gesucht. Darauf, dass das auch in Zukunft so gelingt, hoffen alle Beteiligten.

Dipl.-Ing. Barbara Baum

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege

Mörikestraße 12

70178 Stuttgart

Orientalisches Wertheim ?

Eine Sackgasse in der mittelalterlichen Altstadt

In der mittelalterlichen, als Gesamtanlage geschützten Altstadt von Wertheim – nur wenige Schritte vom zentralen Marktplatz entfernt – liegt ein Quartier, das als Sanierungsgebiet ausgewiesen wurde. Ungewöhnlich in diesem Quartier ist die Erschließung des Innenbereichs mit einer Sackgasse, wie charakteristisch eher in orientalischen Städten. In Verlängerung dieser kleinen Sackgasse plante die Stadt Wertheim ursprünglich einen Durchbruch, um eine fußläufige Verbindung zur Nebenzollgasse herzustellen. Neben der Instandsetzung von Gebäuden wollte man zudem durch den Abbruch von zwei Häusern im Blockinneren die Lebens- und Wohnqualität des Quartiers steigern.

Martin Hahn

Aufgrund der etwas rätselhaften gewachsenen Quartiersstruktur regte das Landesdenkmalamt eine städtebaulich-denkmalpflegerische Untersuchung an, um Licht ins Dunkel der Quartiersentwicklung zu bringen. Denkmalbedeutsame Qualitäten von Bausubstanz und Stadtstruktur sollten analysiert und kartographisch dargestellt werden. So sollte auch mehr Planungssicherheit im Umgang mit den Kulturdenkmalen und der Gesamtanlage gewonnen werden. Die Stadtverwaltung Wertheim unterstützte dieses Projekt sowohl inhaltlich als auch durch die Übernahme eines Großteils der Kosten.

Ein Bamberger Büro für archivalische Bauforschung übernahm den stadtbaugeschichtlichen Teil der Untersuchung, der aus der Recherche von Archivalien und Literatur, der Bestandsaufnahme der Gebäude vor Ort sowie der Aufbereitung der Ergebnisse in Text, Karten und einer Fotodokumentation bestand. Als Themen bearbeitet wurden die topographisch-naturräumlichen Grundlagen des Quartiers, die historische Verkehrslage, die historisch-räumliche Struktur (Parzellenstruktur, Straßensystem, Bauweise, Sozialtopographie, Gebäude- und Freiflächennutzung) und zusammenfassend die stadtbaugeschichtliche Entwicklung anhand eines Kellerkatasters, eines Baualtersplans und einer Katasterplananalyse.

Nach einer ersten Begehung des Quartiers durch Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes wurden vier Gebäude bau- und stadtbauhistorisch besonders wichtig eingestuft: Maingasse 8/1, 14 und 16 sowie Zollgasse 3. Mit einer detaillierten Untersuchung dieser Bauten wurde zudem ein Büro für Bauforschung aus Karlsruhe beauftragt. Der Auftrag umfasste die dendrochronologische Da-

tierung des Haupttraggefüges, Bauaufnahmen des Keller- und Erdgeschosses, der Ost- und Westfassaden sowie fotografische Aufnahmen von allen Ansichtsseiten, von Stube, Treppe und Dachstuhl mit Ansichten beider Giebel und der Stühle.

Die Untersuchung ergab, dass das Quartier im Kernbereich der mittelalterlichen Stadt an der prominenteren Maingasse vorwiegend von Kaufleuten bewohnt wurde, während die Rück- und Innenbereiche traditionelles Handwerkerviertel waren. Das um 1500 noch eher locker bebaute Gebiet verdichtete sich im Lauf der folgenden Jahrhunderte und bildete spätestens bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine geschlossene Blockrandbebauung aus. Die Häuser an der Maingasse

1 Lage des Untersuchungsgebietes in der Altstadt Wertheims.





2 Ansicht auf die eng bebaute Wertheimer Altstadt vom Schloss: In der Bildmitte (gelber Pfeil) ist das Dach der mutmaßlichen Gerberei mit ihren langen Dachgaupen und historischer Dacheindeckung zu erkennen; im Hintergrund der Spitze Turm.

als wichtigem Handelsweg erreichten dabei schon sehr früh die heutige Bauflucht, wie auch die unter den Häusern befindlichen, meist mittelalterlichen Keller bestätigen. Die Zollgasse dagegen war ursprünglich wohl wesentlich breiter, denn die Keller liegen klar hinter der heutigen Straßenflucht. Am nordöstlichen Ende kann vielleicht ein kleiner (Lager)platz bestanden haben, denn die Gebäude Zollgasse 9 und 11 sowie Nebenmaingasse 6 wurden erst mit der Verdichtung des Quartiers im 17./18. Jahrhundert errichtet. Das Innere des Quartiers wurde schon recht früh bebaut, wie die Häuser Maingasse 14 von 1448 und Maingasse 8/1 von 1619 beweisen. Das dendrochronologisch auf 1457 datierte Haus Maingasse 16 schließt die Sackgasse ab. Diese ist – so die Gutachter – also nicht, wie zunächst vermutet, das Ergebnis einer frühneuzeitlichen Verdichtung und natürlich auch kein orientalischer Import, sondern sie bestand schon in mittelalterlicher Zeit. Die für mitteleuropäische Städte ungewöhnliche Erschließung des Viertels hatte ihren Ursprung wohl in einem Hof mit Brunnen am Ende der Gasse. Mit diesen Fakten war die Einrichtung einer Passage bei der Sanierung des Gebiets vom

Tisch. Die Erhaltung der Sackgasse als stadthistorisch einmaliges Relikt wird nun angestrebt. Ein baugeschichtlich interessantes Gebäude in der Sackgasse konnte dagegen nicht mehr erhalten werden: Das Haus Maingasse 14, in der Mitte des 15. Jahrhunderts ursprünglich als Ökonomie-

3 Übersicht des Quartiers mit Straßennamen und Hausnummern: Deutlich zu erkennen ist die Sackgasse, die auf einen ehemaligen Brunnenhof hin- führt.



gebäude errichtet, musste aufgrund der schweren Bauschäden abgetragen werden. Auf Anraten des Landesdenkmalamtes blieben die Erdgeschossumfassungsmauern mit Fenster- und Türanschnitten als Relikt stehen, um auch in Zukunft die stadthistorisch singuläre Situation einer Sackgasse in Wertheim zumindest optisch fortzuschreiben. Der neu entstandene Hofraum könnte zum Beispiel als (Bier)garten zur Belebung des Innenbereiches beitragen. Für das benachbarte Kaufmannshaus Maingasse 8/1 ist eine Instandsetzung als Wohn- bzw. Geschäftshaus angedacht. Nach mündlicher Überlieferung soll es auch eine Gerberei beherbergt haben, wofür auch die erhaltene Gaupenreihe im Dachgeschoss, dem Trockenraum, spricht.

Der Stadt Wertheim wurden auf Grund dieser städtebaulich-denkmalpflegerischen Untersuchung die Belange der Denkmalpflege anschaulich und fundiert übermittelt. Die zunächst geplante Passage und die völlige Entkernung des Blockinneren konnten damit abgewendet werden. Die Gutachtermittel, die dem Landesdenkmalamt für solche Untersuchungen zur Verfügung stehen, waren hier also sinnvoll eingesetzt.

Quelle:

R. Crowell / V. Röbner / S. Wagner: Städtebaulich-denkmalpflegerisches Gutachten. Wertheim: Eichelgasse-Zollgasse-Nebenmaingasse-Maingasse. Bamberg/Karlsruhe 2000 (unveröff.).



4 Die mittelalterliche Sackgasse mit dem abschließenden Haus Maingasse 16 von 1457.

Dr. Martin Hahn
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

Denkmalporträt



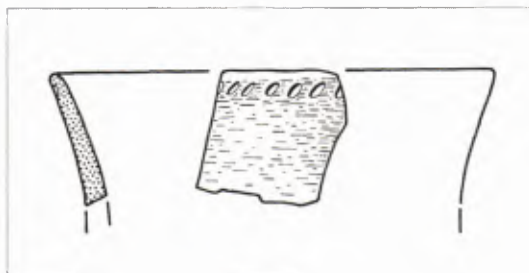
Ein Siedlungsplatz der Jungsteinzeit in Pfullingen, Kr. Reutlingen Unter Tuff versiegelte Siedlung

Im Gewinn Entensee am südlichen Ortsrand von Pfullingen befindet sich nahe der Echaz eine vor vielen Jahren stillgelegte und aufgelassene Tuffsandgrube. Wie die vielen anderen Gruben im Echaztal, in denen man während des gerade vergangenen Jahrhunderts Tuffstein und Tuffsand abbaute, ist sie ein Zeuge neuzeitlicher Bau- und Siedeltätigkeit.

Aber sie bietet noch viel mehr an Informationen: Mit den an ihren hohen Profilwänden sichtbaren unterschiedlichen Schichten gibt sie dem interessierten Betrachter wie durch ein Fenster einen Einblick in die lokale Klima- und menschliche Vorgeschichte seit dem Ende der letzten Eiszeit (um ca. 10 000 v. Chr.), also aus einer Zeit, in welche

weder mündliche noch schriftliche Überlieferungen zurückreichen, sondern allein sogenannte Kulturschichten mit den darin enthaltenen Spuren der hier einst ansässigen Bauern.

Unübersehbar zieht etwa 30–50 cm unter der heutigen Oberfläche eine dunkle, fast schwarzhumose Kulturschicht (von 10–20 cm Stärke) entlang der südlichen Grubenwand durch den Tuffsand. Direkt darunter befindet sich, gelegentlich durch Tuffsandlagen von der oberen Kulturschicht getrennt, eine weitere, weniger stark humusdurchsetzte hellgraue Schicht. Beide horizontal verlaufenden Schichten stellen alte, einst an der Oberfläche befindliche Humusschichten dar, die später von Tuffsand überlagert wurden. Diesen schwemmte die Echaz entweder bei Hochwässern vom oberen Tal reichlich an oder – wenn das Wasser lange stehen blieb oder das Gelände vernässte – schied das kalkübersättigte Echazwasser viel Kalk aus, der sich nach und nach zu einer Tuffandschicht ablagerte. Auf eine dieser beiden Möglichkeiten geriet auch unser Siedlungsplatz mitsamt der alten Oberbodenschicht „unter die Erde“, wie es das Bild eindrücklich zeigt.



Wo aber sind die menschlichen Spuren in den alten, in den Tuffsand eingelagerten Oberflächenschichten zu erkennen?

Die Profilwand zeigt einige eindeutig von Menschenhand geschaffene grubenartige Eintiefungen, die von den beiden Schichten aus in den gelben Tuffsand hineinragen. Es sind mit allergrößter Wahrscheinlichkeit Pfostengruben von Gebäuden oder Zäunen und anderen Holzkonstruktionen. Die einzelne Grube links im Bild geht erkennbar von der oberen dunklen Schicht aus und durchstößt die untere Schicht, die zu jenem Zeitpunkt schon bestanden haben muss. Gleiches gilt vermutlich auch für die große Grube rechts im Bild, während die kleine Grube noch weiter rechts entweder von einer hellgrauen Schicht oder vielleicht von einer dritten (mittleren) Kulturschicht aus angelegt wurde, die möglicherweise später wieder von der Echaz, noch vor dem Entstehen der schwarzen oberen Schicht, weggeschwemmt worden sein kann.

Schaut man sich als nächstes die Zusammensetzung des Bodens genauer an, erkennt man weitere Siedlungsbelege. So enthält besonders die schwarze Schicht unzählige kleine Holzkohleflitter, die von Feuerstellen, Öfen oder abgebrannten Häusern stammen und zusammen mit den organischen Siedlungsabfällen der Bewohner zur Bildung des dunklen, humosen Bodens führten.

Als weitere ergänzende Siedlungsanzeiger fanden sich veriegelte Lehmbruchstückchen, die z. B. von aus Lehm angefertigten Herdplatten, Backöfen, Lehmböden oder von abgebrannten Holzhäusern stammen, deren Wände mit Lehm verputzt waren.

Ein weiterer sicherer Hinweis auf eine Siedlung sind schließlich einige aufgefundene Scherben zerbrochener Tongefäße, deren Form und Verzierungen die sichere Datierung der Siedlung in die Jungsteinzeit ermöglichen und die kulturelle Zugehörigkeit der Bewohner zur „Schussenrieder Kultur“ (benannt nach einem Fundort in Oberschwaben, um 4000 v. Chr.) erkennen lassen.

Anhaltspunkte zur Größe der Siedlung ergibt derzeit nur die sichtbare Ost-West-Ausdehnung der Kulturschicht von mindestens 40 – 50 m. Wie groß ihre erhaltene Nord-Süd-Ausdehnung ist, liegt vorerst im Dunkeln, ebenso wie die Zahl der Hausstellen oder die Größe und Bauweise der Häuser. Mit der in jüngster Zeit erfolgten Auffüllung der Grube ist das von Erosion bedrohte Kulturdenkmal wieder vollständig verriegelt.

Dr. Rainer Kreutle

LDA · Inventarisierung und Dokumentation

Alexanderstraße 48

720 72 Tübingen

Denkmalporträt



Im Hause des Kommerzienrats Villa Laiblin in Pfullingen (Kreis Reutlingen)

Das reich mit plastischem und malerischem Schmuck versehene Gebäude (Klosterstraße 82) wurde 1872 nach Plänen des seinerzeit vielbeschäftigten Reutlinger Architekten Hermann Zwißler für den Papierfabrikanten und späteren Kommerzienrat Ernst Louis Laiblin errichtet und nach dessen Tod jahrzehntelang von seinem Sohn, dem Privatier und bekannten Mäzen Louis Laiblin, bewohnt. Das Gebäude verkörpert den Typus des vornehmen villenartigen Landhauses der Gründerjahre und steht in bezug auf Fassadengestaltung, Grundrissdisposition und Innenausstattung ganz auf der Höhe der Zeit.

Mit diesem Bau wird zum ersten Mal in Pfullingen entscheidend von der hier heimischen Wohnbau-

weise abgewichen. Gleichzeitig ist es bereits durch seine Lage ein charakteristisches Beispiel für den Anspruch wohlhabender Fabrikanten jener Epoche an Repräsentation und Lebensqualität: In einiger Entfernung von den Produktionsstätten, aber nah genug, um den Fabrikkomplex zu überblicken, liegt die Villa dem älteren Laiblinschen Wohnhaus von 1834 genau gegenüber am Hang eines leichten Hügels. Diese besondere topographische Situation ruft zusammen mit der Einbettung beider Gebäude in einen nur durch die Klosterstraße unterbrochenen Garten Gedankenverbindungen zu Schlössern beziehungsweise Herrenhäusern hervor – Anklänge, die durch die Architektur des Wohngebäudes noch verstärkt werden.

Es handelt sich um ein zweigeschossiges, allseits freistehendes und verputztes Wohnhaus mit dreigeschossigem Mittelpavillon, der an der Straßenseite flankiert wird von je zwei übereinander angeordneten Loggien; kurze flache Walm- und Satteldächer schließen den Bau ab.

Indem sie einer zu Beginn der 1870er Jahre in Deutschland herrschenden Tendenz folgten, bedienen sich Auftraggeber und Baumeister für die Fassadengestaltung am Formenschatz der italie-



nischen Renaissance und erinnerten damit spürbar an die berühmten schlossartigen Villen italienischer Adelsfamilien jener Epoche. Vor allem die Ausgestaltung der Südfassade durch die Anbringung von großzügigen Loggien verweist auf mediterrane Herrensitze als mittelbare Vorbilder. Diese Assoziation wird verstärkt durch die wohlerhaltene ornamentale Wandmalerei in den Loggien, die zu den besonderen Kostbarkeiten der Villa zählt. Gleichzeitig ist sie ein hervorragendes Beispiel für die in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts allenthalben angestrebte Mehrfarbigkeit der Architektur, mit der man der erst kurz vorher entdeckten Polychromie klassisch-antiker Bauten naheifern wollte.

Das Gebäude ist in zwei Wohnbereiche (Hochparterre und 1. Obergeschoss) aufgeteilt. Vor allem im Hochparterre haben sich bedeutende Teile der wandfesten Ausstattung erhalten, die offenbar zur Zeit der Jahrhundertwende für Louis Laiblin erneuert und geschmacklich angepasst wurde. In diesem Zusammenhang ist ganz besonders das Treppenhaus zu nennen, als dessen Hauptstück die in intensiven Farben glühende Mosaikverglasung der Fensterlunette über dem Eingangsportal wirkt. Hier ließ der Auftraggeber in programmatischer Weise sein Verhältnis zur abendländischen Kunst darstellen, indem er sein Familienwappen in Beziehung zu einem „heiligen



Hain“ mit antikisierender Herme und zu einer im Hintergrund aufragenden mittelalterlichen Burg setzte.

Im übrigen ist das Treppenhaus reich ausgestattet mit mehrfarbigen Pressbrokattapeten, geschnitztem Holzgeländer und gemalten Lünettenbildern über den seitlich des Glasabschlusses angeordneten Türen. Die Ornamentmalerei auf der Unterseite der einzelnen Treppenläufe ist in ihrer zarten floralen Motivik der Dekorationskunst der Stilbewegung um die Jahrhundertwende verpflichtet. Eindrucksvoll ist auch die wohlerhaltene wandfeste Ausstattung der Wohn- und Schlafräume sowie der Diele im Hochparterre. Hier müssen vor



allem die Zimmerdecken mit ihrem zarten, dem Rokoko nachempfundenen Stuckdekor genannt werden und die noble Ausgestaltung der weitläufigen, aber nur geschosshohen Eingangshalle, beides selten gewordene Dokumente für die Wohnkultur des ausgehenden 19. Jahrhunderts und darüber hinaus kunsthandwerklich hochstehende Beispiele für den Dekorationsstil jener Zeit. Zu dem Haus gehört ein parkartiger Garten mit Pumpbrunnen, Bildstock und einem 1913/14 von dem Stuttgarter Architekten Herbert K. Baelz errichteten Gartenpavillon.

Dr. Michael Ruhland

LDA · Dokumentation und Inventarisierung

Alexanderstraße 48

72072 Tübingen

Ortstermin



Vier furnierte Nussbaum-Altäre gehören als Seitenaltäre zu der eindrucksvollen Ostansicht im Innern der Kapuzinerkirche, deren kultischer Mittelpunkt die Loreto-Kapelle ist. Sie sind Stiftungen des in der Burg Hohenlupfen bei Stühlingen residierenden Hauses Fürstenberg, das 1737 den Kapuzinern erlaubte, am Loreto-Heiligtum ein Kloster zu gründen. Die Altarausstattung entstand in der Mitte des 18. Jahrhunderts, sie stammt von dem Kunstschreiner Hans Michael Hoffacker und den Kapuzinerbrüdern Adam und Abraham. Die Leinwandbilder von Franziskus-, Fidelis-, Josefs- und Antoniusaltar malte Franz Joseph Spiegler (um 1740), laut einer Inschrift auf dem Franziskusaltar wurde dieser 1741 von Spiegler der Kirche geschenkt.

Charakteristisch für diese Altarbauten ist die Holzichtigkeit und die Schlichtheit der verwendeten Materialien. Darin unterscheiden sie sich auffallend von den hochbarocken Altären, die Marmor imitieren. Die angebliche Einfachheit der künstlerischen Sprache wurde bislang immer mit dem Armutsideal der Kapuziner in Verbindung gebracht. Die detaillierte Befunduntersuchung der Stühlinger Kapuzineraltäre zeigt nun allerdings eindrucksvoll auf, dass von einer „Kunstlosigkeit“ nicht die Rede sein kann.

Nussbaum, Furnier und Kapuziner
Zur Restaurierung der Altäre in
der Kapuzinerkirche Maria Loreto
in Stühlingen, Kreis Waldshut



Der sichtbare, besorgniserregende aktive Befall durch Anobien gab 1997 den Anstoß zu einer gründlichen Schadenserfassung. Nach Augenschein und einer ersten Prüfung durch Holzrestauratoren wurde zudem klar, dass alle Altäre in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts unsachgemäß behandelt worden waren: Oberflächen waren überschliffen, und damit Furniere dünn und brüchig geworden. Dazu gehörte auch, dass sämtliche historischen transparenten Überzüge abgelautet und durch das moderne Material Nitrozellulose ergänzt worden waren. Dieser Eingriff hatte wiederum Vergrauungen und Versprödungen der Hölzer zur Folge. Insgesamt waren das gesamte Erscheinungsbild sowie die ursprüngliche Wirkung massiv verändert. Hinzu kamen Schwundrisse, schadhafte Zierteile, Bruchstellen... Es bestand eine akute Bedrohung der historischen Substanz.

Aufgrund dieses Schadensbildes sah das denkmalpflegerische Konzept für die Restaurierung folgendermaßen aus: Keine Bewahrung des status quo, sondern Rekonstruktion eines authentischen Erscheinungsbildes.

Im Rahmen einer Diplomarbeit wurde zunächst der Franziskusaltar eingehend untersucht, ein Arbeitsmuster bildete dann die Grundlage für die Restaurierung dieses Altars. Die dabei erprobten Rezepturen konnten als Gesamtkonzept auf die anderen Altäre übertragen werden. Alle Maßnahmen wurden vor Ort ausgeführt, wodurch die

Gefährdung durch Transport und Klimawechsel entfiel und zudem Kosten gesenkt wurden. Ziel der Restaurierung war es, die Holzkonstruktion und die Furniere umfassend zu sichern sowie die Oberflächen mit einem neuen Überzug zu versehen. Den Auftakt bildete eine Schädlingsbegasung des gesamten Raumes, danach wurden die befallenen Bereiche kontrolliert und mit Injektionen zur Holzstabilisierung behandelt.

Exemplarisch soll an drei Beispielen das restauratorische Vorgehen erläutert werden. An allen Altären wurden die modernen Lacküberzüge entfernt und eine historisch-materialgerechte Lackmischung aufgetragen. Diese ist nicht nur Schutzschicht, sondern trägt zur Steigerung der Tiefenwirkung und Leuchtkraft des Holzes bei. Auf den Profilleisten wurde die nachgewiesene holzimitierende Malerei rekonstruiert, wodurch das Wechselspiel mit den Hell-Dunkel-Kontrasten des Nussbaumholzes wieder zur Wirkung kommt. An den rahmenden Schleierbrettern wurde die Fassung der 1960er Jahre abgenommen, die darunter liegende Weißfassung mit leuchtend blauen Rücklagen (Smalte) ist heute die Sichtfassung. Im überraschenden Kontrast zu den holzsichtigen Altarteilen trägt sie wieder zur lebendigen Gesamtwirkung der Altarausstattung bei. Das 2001 wiedergewonnene historische Erscheinungsbild der Stühlinger Kapuzineraltäre bezeugt den hohen handwerklichen und künstlerischen Anspruch von Auftraggeber und Orden.



Dr. Dagmar Zimdars
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Ortstermin

„... denn ihre Werke folgen ihnen nach ...“ Die gräfliche Familiengrabstätte Bodman

Südwestlich außerhalb des Ortes Bodman (Kreis Konstanz) am Hang des Bodanrückens liegt im Zentrum des Friedhofes das „Familien-Begraebniss der Freiherrn von und zu Bodman“. Bestandteile der Denkmalanlage bilden die gusseiserne Einfriedung, die quadratische, aufgesockelte Begräbnisstätte selbst sowie das im Mittelpunkt stehende gusseiserne Grabdenkmal. In den Ecken des Gevierts standen ursprünglich Zypressen. Zwei Stufen führen zu dem auf einem Kalksteinquader montierten turmartigen Monument. Die gusseisernen Teile der von der Familie Bodman gestifteten Gedächtnisstätte wurden 1847 von der Fürstlich-Fürstenbergischen Eisengießerei Zinnenhausen bei Stockach gegossen.

Das in neugotischer Formensprache reich verzierte Monument ist im Aufbau dreifach gestuft. Es besteht aus zehn aufeinander gesteckten Oktagonen, die über eine zentrale Spannschraube

gesichert sind. In diese Grundstruktur wurden Reliefs mit den Personifikationen von Glaube, Liebe, Hoffnung sowie Wappen integriert bzw. aufgeschraubt.

Über viele Jahre hinweg wurde das Monument von wildem Efeu überwuchert, so dass es zum Schluss unter dem dicken Blattwerk kaum mehr zu erahnen war. Nach Entfernen des Efeus wurden die Schäden in vollem Umfang sichtbar: Rost, insbesondere in den Steckverbindungen, Risse im Gusseisen und Verformungen einiger Streben. Das Denkmal war völlig instabil, und es grenzt an ein Wunder, dass es der Sturm „Lothar“ an Weihnachten 1999 nicht zum Umstürzen gebracht hat.

Nach photogrammetrischer Aufnahme und genauer Untersuchung sowie Dokumentation wurde das Restaurierungskonzept erarbeitet. Die Schäden waren zu groß, als dass man sie an Ort und Stelle hätte beheben können. Das Denkmal wurde im März 2000 Stück für Stück abgebaut und in die Werkstatt gebracht. Dort wurde es zunächst entrostet, d. h. mit feinem Granulat abgestrahlt. Fehlende Teile wurden nach dem Vorbild vorhandener Teile nachgegossen, Risse durch ein spezielles Schweißverfahren geschlossen, Verstärkungen und Zierteile wieder angeschraubt. Als man die Gussteile aus der Nähe betrachtete, konnte man überrascht feststellen, dass der Rost in der Fläche kaum Schäden verursacht hatte. So sind z. B. die einzelnen Federn auf den Flügeln der Engel nach wie vor deutlich zu erkennen.

Das Denkmal wurde Fröhsommer 2001 an seinem alten Ort über einem erneuerten Sockel wieder aufgebaut und der gusseiserne Zaun ergänzt. Gusseiserne Inschriftentafeln auf dem Sockel des Monumentes benennen den Stifter und den Sinn der Stiftung. So heißt es dort nach Offenbarung 14,13: „...denn ihre Werke folgen ihnen nach...“, in diesem Sinne war es das Anliegen von Graf Bodman, die Begräbnisstätte seiner Familie instandzusetzen und zu restaurieren. Gedächtnispflege war in diesem Fall im wahrsten Sinne des Wortes Denkmalpflege!



*Dipl.-Ing. Christiane Kendel
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau*

Personalia

Frau Dr. Elfriede Schulze-Battmann †

Im März dieses Jahres verstarb wenige Wochen nach ihrem 91. Geburtstag Frau Dr. Elfriede Schulze-Battmann, Mitarbeiterin unseres Amtes von seinen Anfängen an bis zu ihrer Pensionierung im Jahre 1975.

Person und Tätigkeit von Elfriede Schulze-Battmann geben Anlass, ihrer und vor allem ihres Wirkens in Freiburg in der Zeit unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zu gedenken. Sie kam 1942 als wissenschaftliche Angestellte zur Generaldirektion der Oberrheinischen Museen unter Kurt Martin nach Straßburg. Ihre Aufgabe war die wissenschaftliche Bearbeitung der in der Kunstschutzaktion zu bergenden mittelalterlichen Glasfenster aus elsässischen Kirchen. 1944 musste das Amt vor der heranrückenden Front fliehen. Anfang 1946 kam Frau Schulze aus dem Bergungsort am Bodensee in das weitgehend zerstörte Freiburg an das neugegründete Landesamt für Museen, Sammlungen und Ausstellungen, das sie unter Leitung des in Karlsruhe, in der amerikanischen Besatzungszone, gebliebenen Kurt Martin verwaltete. Diesem Amt wurde später die Denkmalpflege angegliedert, ehe sie ein eigenes Landesamt für Denkmalpflege und Heimatschutz bekam. Frau Schulze war in beiden Ämtern tätig (als eine von insgesamt zwei Personen); bis 1966 blieb sie die einzige Kunsthistorikerin im Denkmalamt. Neben der Sicherung des ausgelagerten Kunstgutes und seiner Rückführung, neben den Anfängen der Denkmalsicherung, etwa des Münsters in Breisach, initiierte das Landesamt die ersten Ausstellungen moderner Kunst nach den Jahren von Verbot und Diffamierung moderner Maler und der zwangsweisen geistigen Isolierung. Um diese Ausstellungen in der Ruinenstadt Freiburg, die unter kaum noch vorstellbaren Rahmenbedingungen der Reisebeschränkungen, des Materialmangels, auch des latenten Widerstandes – weil mit Hilfe und in enger Zusammenarbeit mit dem Service des Beaux Arts der französischen Militärregierung veranstaltet – zustande kamen, hat sich Elfriede Schulze-Battmann unschätzbare Verdienste erworben. Höhepunkt der Bemühungen um die Vermittlung moderner Kunst an das südbadische Publikum, vor allem auch an die Studenten der Universität, war die Ausstellung „Die Meister französischer Malerei der Gegenwart“. Sie wurde im Oktober 1947 im erhaltengebliebenen Friedrichsbau eröffnet, die je sechs Bilder von Braque, Chagall, Gris, Léger, Matisse, Picasso und Rouault fanden ihre Aufhängung an Wänden aus in letzter Minute beschafften Dachlatten. Die

Ausstellung fand in ganz Deutschland ebenso wie in Frankreich und der Schweiz Beachtung. Henri Kahnweiler hielt dazu einen Vortrag in Freiburg, der veröffentlicht wurde, denn im Nachgang zur Ausstellung erschien sogar noch ein Buch mit farbigen Abbildungen.

Ihre Beziehungen zur modernen Kunst, auch zu vielen Künstlern, verdankte Elfriede Schulze-Battmann sicher ihrem Elternhaus und ihrer Jugend im kulturellen Klima Dresdens in den zwanziger Jahren. Ihr Vater war als Chef der sächsischen Staatskanzlei auch zuständig für Denkmalpflege und Kunstförderung. Robert Sterl und Otto Dix haben ihn gemalt; er verkehrte mit Künstlern, Musikern und Sammlern. Die Tochter konnte in Zürich, Berlin, Lille und München studieren, war nicht zuletzt wegen ihrer Sprachkenntnisse beim DAAD und im Organisationskomitee der olympischen Kunstausstellung tätig und später beim Heimatwerk Sachsen u. a. mit der Betreuung von Heimatmuseen beschäftigt. Nach längerem Romaufenthalt promovierte sie 1934 bei Pinder mit einer Arbeit über den klassizistischen Architekten Giuseppe Valadier – ein in dieser Zeit für eine Frau sicher ungewöhnliches Dissertationsthema.

Die Tätigkeit in Freiburg seit 1946 kam der weltläufigen, vielseitig interessierten und kommunikationsfreudigen Kunsthistorikerin sehr entgegen. Der Umfang ihrer Kontakte zu Künstlern und Museumsleuten in ganz Europa setzte immer wieder in Erstaunen. Nach dem Krieg konnte sie auch die Verbindung zu ihrem in Paris lebenden Bruder, dem Maler WOLS, wieder aufnehmen. Für die Anerkennung dieses schon 1951 verstorbenen tachistischen Malers hat sie viel getan. Auch die Forscher über diesen Künstler haben ihr viel zu verdanken, und die Dresdner Kunstsammlungen konnten eine großartige Schenkung entgegennehmen.

Im Denkmalamt, in dem schließlich auch „ihr“ Landesamt aufging, war ursprünglich die Betreuung von Werken der bildenden Kunst und die Betreuung der Heimatmuseen ihre Aufgabe, bei der es natürlich angesichts eines Zwei-, später Drei-Personen-Amtes nicht bleiben konnte. Unter ihrer Beratung fanden viele Freilegungen und Restaurierungen von Wandmalereien in evangelischen Kirchen des Markgräflerlandes statt, auch im Inselhotel in Konstanz. (Katholische Kirchen wurden damals in Baden noch von einem eigenen Konservator betreut.) Von den vielen von ihr betreuten Heimatmuseen sei nur das in Gengenbach genannt, das sie zusammen mit Otto Ernst Sutter aufbaute.

Innerhalb der wachsenden Mitarbeiterzahl im Denkmalamt war sie eine Institution, eine selbstbewusste, kritische – auch selbstkritische –, nicht immer einfache, aber unerschöpflich anregende,



sozial denkende Kollegin. Als unerreichtes Vorbild erschien sie uns in ihrer beeindruckenden Zivilcourage in jeder Situation. Wenn es um die Vertretung denkmalpflegerischer Ziele ging, waren Kompromisse ihre Sache nicht; das machte sie draußen im Land geschätzt, aber manchmal auch gefürchtet. Ihr Chef erhielt von ihr regelmäßig zum Jahresende eine Auflistung aller Fehler und faulen Kompromisse des vergangenen Jahres, gefolgt von Anregungen für gute Vorsätze für das neue Jahr. Ihre nahezu lebenslange schmerzhaft Krankheit – Ursache auch ihrer gefürchteten, nur für Eingeweihte leserlichen Handschrift – trug sie mit einer bewundernswerten Haltung ohne Klage bis in ihre letzten Wochen. Ihrem Denkmalamt blieb sie auch noch fünfundzwanzig Jahre nach dem Ende ihrer Dienstzeit freundlich verbunden. Dort wird ihr Erinnerung, Wertschätzung und ein Gutteil Bewunderung auch weiter erhalten bleiben.

Eine ausführliche Würdigung der Tätigkeit von Elfriede Schulze-Battmann vor dem Hintergrund der Kulturpolitik in der französischen Besatzungszone von Hans Jakob Wörner erschien in: *Badi-sche Heimat* 81, 2001, S. 575 f.

Wolfgang E. Stopfel



Dr. Elisabeth Stephan

Archäologische Denkmalpflege, Osteologie,
Arbeitsstelle Konstanz

Seit November 2000 ist Frau Dr. Elisabeth Stephan als Archäozoologin in der Arbeitsstelle Konstanz des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg beschäftigt.

Geboren 1956 in Hamburg, studierte Frau Stephan – nach ihrem Abitur in Niedersachsen – im Fach Bioingenieurwesen an der Fachhochschule Hamburg. Nach Abschluss des Studiums im Jahr 1979 war sie sieben Jahre als Bioingenieurin am Institut für Grenzflächen- und Bioverfahrenstechnik der Fraunhofer-Gesellschaft in Stuttgart tätig. Anschließend erfolgte mit der Aufnahme des Studiums der Ur- und Frühgeschichte und der Ethnologie eine berufliche Neuorientierung. Während dieses Studiums an der Universität Tübingen spezialisierte sich Frau Stephan auf die Untersuchung und Auswertung von Tierknochen. Praktische Er-

fahrungen sammelte sie durch die Mitarbeit an unterschiedlichen Forschungsprojekten an der Universität Tübingen sowie an archäologischen Ausgrabungen sowohl in Baden-Württemberg als auch im Ausland.

Mit chemischen und physikalischen Untersuchungen zur Diagenese von Tier- und Menschenknochen aus verschiedenen Fundplätzen legte sie im Rahmen ihrer Magisterarbeit den Grundstein für weitergehende interdisziplinäre Studien. Darin verknüpfte sie auf der Basis beider Disziplinen sowie ihrer Arbeitserfahrung als Ingenieurin Methoden und Interpretationen der Archäologie, Archäozoologie und Chemie miteinander. Diese Arbeitsrichtung vertiefte Frau Stephan in ihrer Promotion, die sie im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 275 an der Geowissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen durchführte. Ziel der Arbeit war es, über die Verhältnisse der Sauerstoffisotopen in den Knochen terrestrischer Großsäugetiere möglichst direkte Anhaltspunkte für das Klima im Pleistozän zu erschließen. Den Schwerpunkt der Klimarekonstruktion bildeten Funde aus Süd- und Westdeutschland. Der zeitliche Rahmen der Untersuchungen reichte vom Mittelpleistozän – repräsentiert durch Material aus Mauer bei Heidelberg – bis zum Jungpaläolithikum, das besonders auf der Schwäbischen Alb gut vertreten ist. In den folgenden drei Jahren setzte Frau Stephan diese Studien als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Sonderforschungsbereich fort.

Während dieser Zeit intensivierte sie die Untersuchungen zur Knochenerhaltung und kombinierte chemische, mineralogische und histologische Analysemethoden zur Ermittlung der diagenetischen Veränderung bodengelagerter Faunenfundstücke.

Parallel hierzu beschäftigte sie sich weiterhin mit der archäozoologischen Aufarbeitung prähistorischer Tierknochenkomplexe aus dem Vorderen Orient sowie aus Osteuropa und Südwestdeutschland.

Den Schwerpunkt ihrer Arbeit sieht sie in einer Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen Archäozoologie und Archäologischer Denkmalpflege bei der Auswertung von Knochenfunden. Mit diesem Material möchte sie die archäozoologischen Aufnahme- und Auswertungsmethoden sowie die Förderung moderner naturwissenschaftlicher Analysen weiterentwickeln.

Mitteilung

Otto Braasch – ein Pionier
der deutschen und europäischen Luft-
bildarchäologie geehrt!

Am 19. September 2001 erhielt Dr. h. c. Otto Braasch den European Archaeological Heritage-Preis 2001, der von der European Association of Archaeologists (EAA) auf ihrem Kongress in Esslingen am Neckar verliehen wurde. Mit der Verleihung dieses Preises werden die Verdienste von Otto Braasch um die Luftbildarchäologie gewürdigt.

Otto Braasch, geboren am 22.11. 1936, ist führend unter den europäischen Luftbildarchäologen. Seit 25 Jahren hat der ehemalige Oberstleutnant der Bundesluftwaffe an der Entwicklung der Luftbildarchäologie in Mitteleuropa bestim-mend mitgewirkt: Seit den 1980er Jahren war er zunächst in Bayern tätig, fast gleichzeitig aber auch in Baden-Württemberg, wo er im Auftrage des Landesdenkmalamtes das heute ca. 400 000 Luftbilder umfassende Archiv, neben dem Luftbildarchiv des Bayerischen Landesamtes das größte in der Bundesrepublik, kontinuierlich auf-gebaut hat. Zahlreiche Entdeckungen von wichti-gen archäologischen Fundstellen im Lande wer-den ihm verdankt. Darüber hat er in Vorträgen, in den „Archäologischen Ausgrabungen in Baden-Württemberg“ und in dem Standardwerk „Unter-irdisches Baden-Württemberg“ (1994) berichtet. Zusätzlich ist Braasch auch für andere Bundes-länder geflogen, z.T. auch in grenznahen Berei-chen der Nordschweiz, nach 1990 auch in den neuen Bundesländern und schließlich in ehema-ligen Ostblockstaaten wie Polen, Tschechien und Ungarn.

Otto Braasch hat in über 60 Artikeln und drei Büchern Aufgaben, Ziele, Methoden und Erfolge der Luftbildarchäologie anhand seiner faszinierenden Luftbilder von archäologischen Objekten vorgestellt. Immer hat er den Kontakt zu seinen Kollegen, vor allem in Frankreich und Grossbri-tannien gesucht und gepflegt. Hervorragendes hat er auch in der Ausbildung neuer, junger Luft-bildarchäologen geleistet – im praktischen Ein-satz, aber auch als Lehrbeauftragter, so seit 1996 an der Universität München, bzw. seit 1999 an der Freien Universität Berlin.

Mittlerweile erstreckt sich die Tätigkeit von Otto Braasch über 15 europäische Länder, unbeein-druckt von politischen Grenzen baut er mit sei-nen Flügen Brücken zwischen den europäischen Staaten, zugleich auch Brücken in die Vergan-genheit Europas.

Ausstellung

Die Dächer Rottweils
Verborgene Meisterwerke mittelalter-
licher Zimmererkunst

Dominikanerforum
Am Kriegsdamm
78628 Rottweil
Dienstag bis Sonntag:
10–13 und 14–17 Uhr
Tel. 07 41 / 76 62

Bis zum 17. Februar 2002

Seit 1983 sind in Rottweil im Auftrag der Stadt und des Landesdenkmalamtes zahlreiche histori-sche Holzkonstruktionen in weit über 100 Ge-bäuden mit Hilfe der Dendrochronologie, der Al-tersbestimmung mittels Auswertung der Jahres-zuwachsringe, datiert worden. Darunter befin-den sich knapp 60 mittelalterliche Dachwerke aus der Zeit vor 1500, die systematisch doku-mentiert werden konnten. Sie erlauben es, die Entwicklungsgeschichte Rottweiler Dachwerke unter den Gesichtspunkten des konstruktiven Aufbaus und der Abzimmerung nachzuvollzie-hen. Schon am Beginn der Reihe steht eine über-raschend originelle Lösung, gefolgt von Dachwer-ken teilweise riesenhafter Ausmaße. Den Ab-schluss bildet eine Konstruktionsweise, wie man sie im gesamten südwestdeutschen Raum zu die-ser Zeit wiederfindet.

Aus dieser Entwicklungsreihe wurden beispiel-hafte Dachkonstruktionen ausgewählt und im Modell nachgebaut, zum größten Teil von Archi-tekurstudentinnen und Architekturstudenden der Universität Stuttgart. Der Ergänzung dienen Villinger Dächer, wo sich eine ganz ähnliche Ent-wicklung vollzogen hat. Als Maßstabgeber für die Modelle wurde ein verhältnismäßig kleines Dach-werk aus dem Jahr 1361 im Original in der Aus-stellung aufgerichtet.

Ausstellungstafeln führen in Begriffe und Techni-ken des historischen Holzbaus sowie in Metho-den und Anwendungen der Dendrochronologie ein. Darüber hinaus werden die Ergebnisse um-rissen, die in Rottweil erzielt werden konnten.

Buchbesprechung

Holger Reimers, Gerhard Kabierske, Georg Matzka: Ein Karlsruher Modellhaus von 1723. Das Seilerhäuschen. Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe, Bd. 2. 144 S. mit 114 Abb. Karlsruhe 2001. 15 Euro.

Das Stadtarchiv Karlsruhe hat eine neue Schriftenreihe eröffnet. Unter dem Titel „Häuser- und Baugeschichten“ besteht nun eine Publikationsmöglichkeit für kleinere Arbeiten zu architektur- und baugeschichtlichen Themen, denen innerhalb der Gesamtstadgeschichte eine wichtige Rolle zukommt. Nachdem der erste Band dieser Reihe über „Schloss Augustenburg“ in Karlsruhe-Grötzingen noch sehr historisch geprägt war, liegt nun das zweite Buch vor. Schon die Profession der Autoren – zwei Bauhistoriker und ein Architekt – bürgt für eine andere Gewichtung. Dieser zweite Band ist einem Gebäude gewidmet, das aufgrund seiner spektakulären Rettungsgeschichte zu einer Berühmtheit wurde: dem Seilerhäuschen (vgl. „Nachrichtenblatt“ Heft 2, 2001, S. 61 Abb. 2).

Zunächst führt der Bauhistoriker Holger Reimers den Leser an das Gebäude heran und in es hinein. In allgemeinverständlicher Sprache erklärt er, wie viele Fragen der kenntnisreiche Forscher an ein unscheinbares Haus stellen kann, und wie vielfältig die Erkenntnisse sind, wenn er Zeit für die Suche nach Antworten hat. Das anhand des Seilerhäuschens gewonnene Wissen erlaubte dem Autor, historische Fotografien anderer Modellhäuser neu auszuwerten. Die Erkenntnisse befruchteten sich gegenseitig und ermöglichten es Reimers, grundsätzlich neue Aussagen zum barocken Modellhausbau zu formulieren. Erstmals gelang es, die schematischen Fassadendarstellungen mit Grundrissen in Verbindung zu bringen. Formale Einzelheiten der Fassadengestaltung konnten in ihrer materiellen und bautechnischen Umsetzung ermittelt werden. Das Bild von der barocken Stadt Karlsruhe ist dank dieser Forschungen erheblich schärfer geworden.

Wie wenig selbstverständlich das Interesse an dieser Form von Geschichte ist, zeigt die von dem Kunsthistoriker Gerhard Kabierske zusammengestellte Chronologie der Ereignisse seit 1962. Das Seilerhäuschen ist ein Paradebeispiel für den Wandel des öffentlichen Bewusstseins vom fortschrittsgläubigen Erneuerungswillen der 1960er Jahre – als das unscheinbare Haus bedenkenlos einer Hochgarage weichen sollte – bis hin zur Eintragung des Gebäudes ins Denkmalsbuch als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung im Jahre 1999.

Von Interesse für Architekten und Denkmalpfleger dürfte der Beitrag des bauleitenden Architekten Georg Matzka sein, der über die baupraktische Umsetzung berichtet, wobei die Zwänge durch schlechte Bausubstanz, finanzielle Nöte und Nutzungsanforderungen nicht verschwiegen werden.

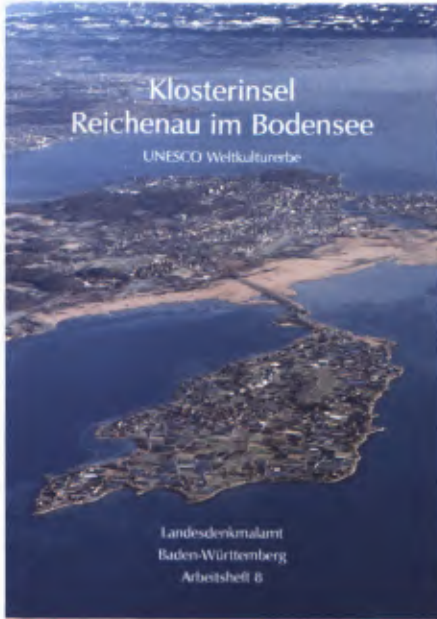
Der Band ist mit zahlreichen informativen Abbildungen ausgestattet, und nicht nur für Fachleute verständlich und interessant zu lesen.

Ulrike Plate

Abbildungsnachweis

Ing. Büro für Photogrammetrie Fischer, Müllheim / Baden: 177 Abb. 2;
J. Grau, Bietigheim-Bissingen: 212 Abb. 3;
Helget u. Wunderlich, Bad Mergentheim: 215, 217, 218;
H. Klos, Rottweil: 190;
Vermessungsbüro Kunz, Freiburg: Grundlage für Plan S. 178 Abb. 4;
Privat: 167 Abb. 3; 230;
M. Schaub, CH-Augst/BL: 168 Abb. 5, 171 Abb. 8 u. 9, 172 Abb. 13, 173 Abb. 15;
Schober und Reinhardt, Stuttgart, Grundlage: J. Heiligmann, ALM Konstanz: 169;
Br. Siegelin, Herdwangen: 194 Abb. 3, 196 Abb. 7;
Dr. St. Uhl, Warthausen: 194 Abb. 2, 196 Abb. 6;
P. Walser, Stuttgart: 211, 212 Abb. 2, 213;
Gemeinde Köngen, D. Fischer: 214;
Hauptstaatsarchiv Stuttgart: HSTAS A 259 Bü 221. Alle Rechte vorbehalten: 216 Abb. 4;
Schwäbischer Heimatbund, Stuttgart, U. Gräf / V. Lehmkuhl: 185, 186, 188 unten, 189, 191;
Universität Stuttgart, Institut für Darstellen und Gestalten, Lehrstuhl Prof. W. Knoll; H.-J. Heyer u. B. Miklatsch: 173 Abb. 14;
Verein für württembergische Kirchengeschichte, Stuttgart: 202 oben, 206 Abb. 10b;
Aus: H. Mylius, Die römischen Heilthermen von Badenweiler (Berlin/Leipzig 1936) Texttafel 1: S. 176;
LDA Karlsruhe, B. Hausner: Titelbild, 174 Abb. 17, 175;
LDA Konstanz, Osteologie: 202–206;
LDA Freiburg: 226–229;
LDA Stuttgart: 166, 167 Abb. 2, 168 Abb. 4, 170, 171 Abb. 10 u. 11, 172 Abb. 13, 174 Abb. 16, 177 Abb. 3, 178 Abb. 5, 179, 180–184, 219–221, 226–229;
LDA Tübingen: 187, 188 oben, 193, 195, 197–201 (J. Feist), 222–225.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg



Klosterinsel Reichenau im Bodensee. UNESCO Weltkulturerbe.

Zusammengestellt von Matthias Untermann.
Arbeitsheft 8
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
351 Seiten mit 173 Abbildungen, 1 CD-Rom.
Preis: 49.90 EURO.
Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag
Stuttgart 2001,
ISBN 3-8062-1677-0

Am 15. August 2001 wurde durch die Deutsche UNESCO-Kommission die Urkunde zur Verleihung des Prädikats „Weltkulturerbe“ an die Klosterinsel Reichenau in einem Festakt feierlich übergeben. Diese Aufnahme der Insel Reichenau in die Welterbeliste war vom Welterbe-Komitee der UNESCO auf seiner Tagung in Cairns/Australien im November 2000 beschlossen worden.

Der Antrag für die Aufnahme der Reichenau in die Liste des Weltkulturerbes wurde mit seinen sehr umfangreichen Dokumenten und Nachweisen im Auftrage des Landes Baden-Württemberg durch das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg erarbeitet. Die Antragsunterlagen, ursprünglich z. T. in Englisch, werden im vorliegenden Arbeitsheft auch in Übersetzung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Das Buch bietet außer den offiziellen Dokumenten zur Antragsstellung in seinen neun Aufsätzen und elf Dokumenten, welche eigens für diese Publikation erarbeitet worden sind, einen breiten Überblick über die Kultur- und Kunstdenkmäler der Insel und zu den historischen Strukturen im heutigen Landschaftsbild der Insel.

Behandelt werden u. a. folgende Themen:
Zur Besiedlung der Insel bis in vorklösterliche Zeit;
Die archäologische Erforschung der Insel Reichenau und ihrer Klosteranlagen;
Drei Kirchen auf der Insel Reichenau und ihre Restaurierungen;
Die Kunstdenkmäler und die Hauslandschaft der Insel;
Zu den historischen Strukturen der Klosterinsel;
Zur Glockenlandschaft (mit CD-Rom).



Vom Messbild zur Bauanalyse. 25 Jahre Photogrammetrie im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.

Zusammengestellt von Günter Eckstein. Mit Beiträgen von Peter Amann, Antje Breden, Martin Dendler, Günter Eckstein, Lorenz Edelmann, Wolfgang Fischer, Johann Grau, Andreas Hebisch, Claudius Homolka, Frank Löbbbecke, Hans Peter Münzenmayer, Dieter Planck, Ingrid Rommel, Eugen Schneble, Hermann Schäfer, Sebastian Sommer, Richard Strobel und Otto Wölbart.
Arbeitsheft 9
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg,
176 Seiten mit 191 meist farbigen Abbildungen.
Preis: 25.- EURO.
Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag,
Stuttgart 2001.
ISBN 3-8062-1678-9

Im November 2000 richtete das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg ein Kolloquium aus, in dem fünf aktuelle Themen vorgestellt und diskutiert wurden, die einen Querschnitt der Arbeiten von Photogrammetrie und messtechnischer Bauuntersuchung in Baden-Württemberg aufzeigen. Nicht nur Photogrammeter und Vermessungsspezialisten kamen zu Wort, sondern insbesondere auch Experten der weiterführenden Fachdisziplinen – Kunsthistoriker, Archäologen, Restauratoren, Architekten, Bauingenieure – innerhalb und außerhalb des Landesdenkmalamtes. Die vorliegende Publikation umfasst achtzehn thematisch gegliederte Einzelbeiträge, sie wurden für die Drucklegung überarbeitet und z. T. erweitert. Die ausgewählten Themen und Objekte stellen Untersuchungs- und Dokumentationsmethoden vor, die sowohl eine rationelle Bearbeitung ermöglichen als auch auf die weiterführenden Arbeitsabläufe – Maßnahmenplanung und wissenschaftliche Auswertung – abgestimmt sind. Nicht zuletzt soll mit den Beiträgen eine Diskussion zwischen den einzelnen Berufsgruppen in Gang gesetzt werden, denn moderne Denkmalpflege ist Teamwork. Hier die Koordination zu übernehmen, stellt eine wichtige Aufgabe für das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg dar.



Was haben wir aus dem See gemacht? Kulturlandschaft Bodensee

Arbeitsheft 10
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
160 Seiten mit 109 Abbildungen
Preis: 23.- EURO.
Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag
Stuttgart 2001.
ISBN 3-8062-1685-1

Unter dem Leitsatz „Europa – ein gemeinsames Erbe“ hat der Europarat im September 1999 eine Kampagne mit dem Ziel initiiert, das Bewusstsein für die Werte überkommener Kulturlandschaften zu stärken.

Der seit 20 Jahren bestehende Arbeitskreis „Denkmalpflege am Bodensee“, dem Denkmalpfleger aus vier Staaten – der Schweiz, Liechtenstein, Österreich und Deutschland – angehören, hat diesen Gedanken aufgegriffen: Am 22. September 2000 wurde unter dem Motto „Was haben wir aus dem See gemacht?“ eine Tagung auf dem Bodensee durchgeführt. Von Konstanz aus wurden den 150 Teilnehmern der Rundfahrt entlang dem Ufer des Obersees die Probleme der Denkmalpflege, der Siedlungs- und Verkehrsentwicklung und des Tourismus dieser historischen Kulturlandschaft erläutert.

Auf der Reise und in den Referaten wurde deutlich, wie stark die Seelandschaft als historisch markant geprägter Kulturraum in vielfältiger Weise bedroht ist. Dies gilt für die wissenschaftlich hochrangigen archäologischen Siedlungsspuren im Uferbereich, den „Pfählbauten“ der Jungstein- und Bronzezeit; ebenso auch für den raschen Wandel jahrhundertalter Siedlungsstrukturen im ländlichen und städtischen Bereich durch touristische Einrichtungen und die Ausweisung großer Neubaulandzonen in Seennähe. Heute nicht mehr ursprünglich genutzte Bauten, z. B. Verkehrsanlagen, bilden einen weiteren Problembereich für die Denkmalpflege. Drastisch vorgeführt werden auch die Folgen eines ungesteuert expandierenden Fremdenverkehrs / Tourismus als Belastung für die Erhaltung der Kulturdenkmale und deren Einbettung in die Landschaft.

BEZUG DURCH DEN BUCHHANDEL

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefasst. Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium); Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung). Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschusswesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit:
Mörikestraße 12; Technische Dienste, Inventarisierung: Mörikestraße 20
70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 16 94-9, Telefax (07 11) 16 94-513
www.landendenkmalamt-bw.de

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Abteilungsleitung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-9
Telefax (07 11) 16 94-513

Restaurierung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 64 93-15
Telefax (07 11) 6 64 93-41

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-700
Telefax (07 11) 16 94-707

Unterwasser-/Pfahlbauarchäologie
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (07 735) 30 01
Telefax (07 735) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Durmersheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-100

Archäologische Denkmalpflege

Amalienstraße 36
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 91 85-4 00
Telefax (07 21) 91 85-4 10

Archäologie des Mittelalters
Durmersheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 7 03 68-0
Telefax (07 61) 7 03 68-44

Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a
79098 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 2 07 12-0
Telefax (07 61) 2 07 12-11

Archäologie des Mittelalters
Sternwaldstraße 16
79102 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 7 03 68-0
Telefax (07 61) 7 03 68-66

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Archäologische Denkmalpflege
Inventarisierung

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon (07 071) 9 13-0
Telefax (07 071) 9 13-201